

Frank Sporkmann

Die Wand

Erzählung

*Erzählung nach wahren Begebenheiten.
Die Namen aller Personen und Orte sind
geändert.*

Prolog

Zwei wesentliche Einsichten bescherte mir die Geschichte, die meinem Freund Josef widerfuhr, der dem einen oder anderen Leser bereits bekannt ist. Die erste Einsicht ist eine grundsätzliche über das Wesen des Menschen. Sie besagt, dass Charaktereigenschaften wie Niedertracht, Rachsucht und Neid in keinem zwingenden Zusammenhang mit der Intelligenz und auch der Bildung des Trägers dieser Eigenschaften stehen. Insofern ist die These, dass Bildung und Förderung von Intelligenz die Gesellschaft nachhaltig besser machen, mehr als gewagt. Auch und vor allem, weil derartige Eigenschaften häufig den sozialen und ökonomischen Erfolg dieser Menschen befördern. Wer moralisch handelt, riskiert in dieser Gesellschaft, von der viele Menschen meinen, sie sei die beste aller Gesellschaften, auf der Strecke zu bleiben. Die zweite Einsicht ist die, dass der Staat, seine politischen und verwaltenden Vertreter, vom Souverän gewählt und angestellt und somit ihm verpflichtet, also auch von meinem Freund, sich allzu gern vor den Karren der niederträchtigen und rachsüchtigen Menschen spannen lassen. Mehr noch, der Staat ist eine pragmatische Koalition mit diesen Menschen eingegangen, und lässt sich willfährig zum Instrument der Verfolgung machen. Nur dank der Institutionen und Ämter können diese Menschen ihre perfiden Ziele erfolgreich umsetzen. Denen wiederum garantiert der Denunziant eine Erfolgsquote in der Verfolgung von echten und vermeintlichen Gesetzesbrechern. Dass es dabei auch Kollateralschäden gibt, nehmen sie nicht nur billigend in Kauf, sondern es befriedigt zugleich ihre eigenen perversen Machtgelüste. Dabei können sie sich immer darauf verlassen, dass ihr Handeln nie geahndet wird. Es kann getrost festgehalten werden: Das Amt, es bleibt dank der Organisationsform stets unangefochten, ist die einzige wahre Allmacht in der Gesellschaft, geschützt vom Buchstaben des Gesetzes und taub gegen alle Menschlichkeit. Doch das wusste schon Franz Kafka, als er seinen Protagonisten Josef K. in seinem Roman „Der Prozess“ in die Mühlen des Justizapparates

geraten ließ. Bleibt zu hoffen, dass mein Freund Josef, ein empathischer Schriftsteller, am Ende nicht auf ein Feld geführt und erschossen wird. Zumindest im physischen Sinn erhoffte ich das.

Der Bauherr

„Ich betrachte es als die vielleicht letzte praktische Herausforderung in meinem Leben.“

Er war immer gut für pathetische Sätze, mein Freund Josef, den ich schon lebenslang kenne und der nun die Mitte des sechsten Dezenniums durchschritten hatte. Während er versonnen in eine unbestimmte Zukunft und in die untergehende Sonne blinzelte, schlürfte er einen schottischen zwölfjährigen Single Malt, den ich ihm geschenkt hatte und mit dem wir gemeinsam seinen vorübergehenden Einzug in einen Bungalow aus realsozialistischen Zeiten an der Ostsee feierten. Den hatte er mit großem persönlichen Aufwand und der recht fragwürdigen Hilfe eines Handwerkers namens Bruno Piepenbrink instand gesetzt und renoviert.

„Du bist komplett bescheuert. Du hast keine Ahnung vom Bauen und selbst wenn du Ahnung hättest, würdest du dir ganz sicher selbst ein Bein stellen und scheitern. Vermutlich wirst du dann auch dieses kleine Refugium verlieren.“

Josefs visionärer Blick blieb ungetrübt.

„Was soll mir schon passieren. Ich verfüge über eine beträchtliche Summe Geldes, habe die Einnahmen aus dem Mietshaus und kann, wie sich gezeigt hat, vieles selbst machen. Darauf trinke ich.“

Unbestreitbar war, dass Josef einiges in Eigenleistung realisierten konnte. Piepenbrink hatte ihn mehr oder weniger gezwungen, die eine oder andere handwerkliche Praktik zu erlernen. In Bezug auf die Aussage, er verfüge über eine beträchtliche Menge Geldes aus seiner Erbschaft, waren indes ernsthafte Zweifel angebracht. Bei Josef war jede Summe Geldes beträchtlich, die über die Dreistelligkeit hinaus ging.

Mein Blick wanderte hinüber zum kaum mehr als fünfzehn Meter entfernten Mietshaus. Die Mieter, die Josef mit ihrem ersten Auftreten voller Eleganz, Eloquenz und Kultiviertheit nachhaltig getäuscht hatten, entpuppten sich später als so genannte Messies. Es handelte sich um eine kleine Familie. Er, schon bejahrt und von der Aura des zu Geld gekommenen Althippies umwabert, und sie, schmallippig, verbissen und deutlich jünger, waren unentwegt damit beschäftigt, ihr Kleinkind vor sich selbst zu schützen, das völlig unmotiviert durch die Räume des bescheidenen Hauses stolperte. Die ebenfalls anwesende Großmutter mütterlicherseits versuchte gleichsam eine gluckenhafte Besorgnis an den Tag zu legen. Allein ihr verwaschener Blick und ihre fahrigen Bewegungen ließen schnell ihr Unvermögen und eine geheim gehaltene Leidenschaft erkennen. Der Vater der zukünftigen Mieterin, ein berufstätiger Bauingenieur, war ein Mann der klaren Worte. Er gehörte zu der Spezies, die weiß was sie will und die auch keinen Zweifel daran lässt, diesen Willen unerschütterlich umzusetzen, wobei ihm die Wahl der Mittel ziemlich egal sind, wenn sie sich nur als zielführend erweisen.

„Was muss ich tun, um das Haus zu bekommen?“

Dieser Satz hätte bei Josef alle Alarmglocken zum Schrillen bringen müssen, impliziert er doch das unverhohlene Angebot einer Bestechung und damit die Unterstellung der Käuflichkeit. Josef hätte einfach nur eine Summe nennen müssen, sie wäre wohl gezahlt worden. Aber Josef war mit dieser Frage überfordert. Sie war einfach zu dreist für sein Verständnis. Er konnte sie nicht in sein moralisches Koordinatensystem einordnen, da ihm derartige Denken schlichtweg fremd war. Vermutlich gründete sich auf diesen Mangel auch seine ganze literarische Erfolglosigkeit. Er hatte über die Jahre hinweg ein beachtliches Oeuvre geschaffen, das durchaus den einen oder anderen wertvollen Text enthielt, doch Erfolg misst sich leider nicht an dem ideellen Wert, der einem Werk innewohnt, sondern an dem in Zahlen und Währung messbaren Wert, den ein Werk auf dem Markt generiert. Josef war schlichtweg zu gut oder zu naiv für diese Welt und das schlug sich auch in seinen Werken nieder, die vor Moralismen strotzt und in

denen stets das Gute siegte, oder zumindest die Hoffnung auf das Gute, denn ganz so weltfremd war er nun auch wieder nicht.

Da er ohnehin geneigt war, diesen Menschen, auch wegen ihres äußerlich entzückenden Kindes, den Zuschlag zu erteilen, bat er den Mann, dessen Name übrigens Krummbruder war, gemeinsam mit seinem Schwiegersohn den Mietvertrag abzuschließen, um bei eventuellen Zahlungsschwierigkeiten des einen, den anderen einspringen zu lassen. Der quittierte das Ansinnen Josefs mit einem erstaunten Blick, nahm den Stift und schleuderte mit leichter Hand seine Signatur auf das Papier.

In dem Satz „Ganz wie sie meinen“ schwang ein Ton der Verachtung mit: ‘Wie konnte jemand nur so blöd sein, seine Pfunde so leichtfertig zu verschleudern.’

Nur kurze Zeit nach Beginn der Vermietung musste Josef mit Betroffenheit feststellen, dass das Grundstück in kürzester Zeit verwahrloste. Eine Pflege war gar nicht möglich, weil immer mehr Gegenstände auf wundersame Weise aus dem Boden zu wachsen schienen. Der von Josef bereitgestellte Rasenmäher konnte nicht mehr zum Einsatz gebracht werden. Und wenn zwischen den Gegenständen das Gras mit erstaunlichem Lebenswillen gen Himmel strebte, wurde es einfach niedergetreten. Ansonsten erstickte alles unter alten Möbeln, kaputten Fahrrädern oder auch einem Bus, der allerdings nicht bewegt, sondern vornehmlich als Lagerraum oder Werkstatt genutzt wurde. Die Mieter dehnten ihre Nutzung auf alles aus, was sich auf dem Grundstück befand und was ausdrücklich Josef gehörte, wie das Damenfahrrad, das ihm seine Mutter hinterlassen hatte. Bald musste er auch feststellen, dass die Mieter Zugriff auf den Bungalow hatten. Josef hatte ganz offensichtlich auf dem Grundstück einen Schlüssel verloren. Als er nach wochenlanger Abwesenheit wieder in seinen Bungalow kam, musste er feststellen, dass sich Urin im Toilettenbecken befand. Augenscheinlich hatte eine Person in dem Bungalow geschlafen, des Nachts die Toilette benutzt, deren Spülung wegen des abgesperrten

Wassers nicht funktionierte, und am nächsten Morgen die eigenen Exkremete vergessen. Josef war in einem tiefen Zwiespalt, musste er doch damit rechnen, dass die Mieter die Nutzung bestreiten würden. Dann wäre der Frieden, den es eigentlich zu keinem Zeitpunkt wirklich gab, der eine Chimäre Josefs aus „Wille und Vorstellung“ war, dahin gewesen und holistisches Misstrauen hätte sich breit gemacht. Also fuhr er in den Baumarkt, kaufte ein neues Schloss und wechselte es aus.

Etwa zu dieser Zeit verkündete die Gemeinde des Kurortes, der beinahe ausschließlich aus Ferienwohnungen bestand, völlig seelenlos und total überteuert war, dass ein Bebauungsplan aufgelegt werden würde. Der sah vor, dass auf dem ohnehin winzigen Grundstück eine noch kleinere Ferienwohnung errichtet werden dürfe. Es wäre zu schön gewesen, hätte Josef von diesem Plan niemals Kenntnis erlangt. Aber das war schier unmöglich, denn selbst der kleinste Zipfel Baugrund erregt Begehrlichkeiten und bald schon erhielt Josef erste Angebote für seine winzige Scholle. Natürlich hatte er nicht vor, zu verkaufen, denn Geld interessierte ihn nie wirklich. Wie auch, es rannte geradezu panisch vor ihm davon. Ich gebe zu, ein seltsames Bild, aber wer Josef kennt, weiß, dass es absolut zutreffend ist.

Er wurde von einer Vision heimgesucht, in dem er sich in seinem eigenen kleinen Häuschen sitzen sah, draußen stürmte die Natur, Regen peitschte an die Fenster und unheimliche winterliche Düsternis umfing ihn, während er am Schreibtisch Pegasus die Sporen gab. Die Idee setzte sich in Josefs Hirn fest und fraß sich langsam kreuz und quer hindurch, bis man es mit einem Schweizer Käse hätte vergleichen können. Als er mich das erste Mal mit der Idee konfrontierte, war ich einigermmaßen entsetzt und bemühte mich redlich, es ihm auszureden. Vergeblich.

Der Architekt

Mit knarziger und bestimmter Stimme verkündete Sparlich, wie der Architekt hieß, mit derben Worten: „Was soll denn der Quatsch? Das Baufenster ist doch schon klein genug, reißen Sie den Schuppen weg und bebauen Sie die vom B-Plan ausgewiesene Fläche. Das ist doch Pipifax, was Sie da vorhaben!“

Josef rang um Fassung. Was der ungehörige Poltergeist mit „Schuppen“ bezeichnet hatte, war der von Josef aufwendig, liebevoll und mit, wie Josef glaubte, erheblichen Mitteln restaurierte Bungalow.

„Dieser Bungalow hat seinen Wert, auch einen ideellen ...“

„Ach, so einer sind Sie, ... na denn man tau.“

Josef beeilte sich, einen versöhnlichen Ton anzuschlagen.

„Hören Sie, ich hätte es gern ein wenig bescheidener, ...“

Das Wort „bescheidener“ entlockte Sparlich ein Glucksen aus den tiefsten Tiefen seines Körpers.

„Bescheidenheit, so, so, sind Sie sich eigentlich bewusst, wo Sie hier sind?“

Josef entgegnete einigermaßen erstaunt.

„Das ist der Ort meiner Kindheit. Hier bin ich aufgewachsen.“

Sparlich, der sich mit dem rechten Zeigefinger im Ohr bohrte, als höre er schlecht, lehnte sich behutsam in dem klapprigen Gartenstuhl zurück, den Josef vorsorglich mit einem Kissen gepolstert hatte, um es dem Architekten so behaglich wie möglich zu machen. Es war, wie so häufig, ein untauglicher Versuch, jemanden für sich einzunehmen. Josef musste sich eingestehen, dass hier andere Prioritäten gesetzt wurden.

„Das ist ja nun mal schon eine ganze Weile her, nicht wahr? Also, wenn ich ehrlich sein soll, ich bin überhaupt nicht darauf erpicht, das Projekt zu machen. Ich mach es, aber wenn Sie jemand anderes hätten, dann sollten Sie den bitten.“

Tatsächlich hatte Josef vor Sparlich schon einen anderen Architekten, einen Pensionär gefragt, der aber immer noch seine Zulassung als „Baumeister“ hatte, wie Josef Architekten gern zu nennen pflegte. Der hatte ihm gleichfalls

ein Weilchen aufmerksam zugehört, winkte aber schnell ab, als er hörte, dass Teile einer alten Garage mit in den Neubau integriert werden sollten und der ganze Bau asymmetrisch von Josef geplant war, um den Bungalow nicht abreißen zu müssen. Zu viele Unwägbarkeiten wie Bestandsschutz, Grenzbebauung, notwendige Baulast, Traufhöhe, etc. Der Mann ließ sich auf keine Diskussion ein und so zog Josef mit hängenden Ohren von dannen. Einziger Trost, den er aus dem Heim des unzugänglichen Mannes mitnahm, war die Geschmacklosigkeit und der fehlende Gestaltungswille, den er an dessen Haus ablesen konnte.

Sparlichs Haus, in dem sie sich zu einem zweiten Treffen verabredet hatten, war ebenfalls nicht unbedingt eine Referenz für visionäres Bauen. In die Zeitschrift „Schöner Wohnen“ hätte es der Bau gewiss nicht geschafft. Da Josefs Haus winzig klein werden würde, war das auch von untergeordneter Bedeutung. Es würde ohnehin kaum Fläche für Extravaganzen bieten. Und so hüpfte Josefs Herz, als der Satz fiel: „Ich mach es, ...“

Als Sparlich seine Honorarforderung nannte, setzte Josefs Zwerchfell für einen Moment aus. Nachdem er wieder Luft bekam, erfuhr er von Sparlich, dass es sich dabei fraglos um ein Schnäppchen handele. Tatsächlich war es das auch, denn Sparlich hätte getrost auch das Doppelte fordern können und er hätte sich damit immer noch im Rahmen der Honorarordnung für Architekten bewegt.

Josef und Sparlich steckten die Köpfe zusammen und erörterten alle notwendigen und möglichen Details. Als Josef an dem kühlen Novembernachmittag Sparlichs Haus verließ, um in seinen Bungalow zurückzukehren, umhüllt ihn ein Schleier feinen Regens, der die meisten Menschen angetrieben hätte, schnell ins Trockene und Warme zu gelangen. Nicht so Josef, ihm war es, als tauche er in Ambrosia, so tief erfüllte ihn das Glücksgefühl, den ersten Schritt zu einem eigenen, selbst gebauten Haus getan zu haben, und er sah sich wie Noah in einem Monumentalschinken aus Hollywood, mauernnd, hobelnd und sein eigenes Dach eindeckend, seine Arche bauend. ... Armer Josef.

Die Mieter

Für Josef war es sein ganz persönlicher Bittgang nach Canossa, der zu den Mietern, um ihnen zu eröffnen, dass er zu bauen beabsichtigte. Wir hatten uns zuvor getroffen und den Fall erörtert. Als er begann mir zu erklären, was er vorhatte, verstand ich gar nichts. Er redete über soziale Verantwortung, und dass es in dem Ort kaum Mietwohnungen, beinahe ausschließlich Ferienwohnungen gab, die darüber hinaus auch nur einen vergleichsweise geringen Teil des Jahres vermietet waren. Die Menschen, die in diesem Ferienbetrieb arbeiteten, wohnten zum Teil zwanzig und mehr Kilometer im Landesinnern, weil sie keine Wohnung bekamen oder sie nicht bezahlen konnten, denn die Tourismusbranche zahlt so schlecht, dass es schier aussichtslos erschien, am Arbeitsort zu wohnen.

„Josef! ... Komm auf den Punkt!“

Josef hielt inne. „Darum habe ich das Vorderhaus“, gemeint war sein Elternhaus, „dauerhaft vermietet und nicht als Ferienwohnung, obgleich ich damit gut und gerne das Doppelte verdient hätte.“

„Und du hättest nicht so einen Müllplatz vor deinem Bungalow“, ergänzte ich seine Ausführungen.

„Das darfst du nicht sagen, schließlich hat jeder Mensch das Recht, nach seiner Fassung glücklich zu werden.“

Ich starrte ihn an; immerhin ist Josef ein gebildeter Mann. „Du kommst mir jetzt nicht mit Friedrich dem Großen, oder?“

„Friedrich II., wenn schon. Groß war er wahrlich nicht, der Syphilitiker, und ein Massenmörder zudem.“

Ich atmete auf.

„Dennoch, wir haben nicht das Recht, anderen Menschen vorzuschreiben, wie sie zu leben haben.“

In mir stieg Empörung auf. „Diese Menschen sind für ihre Umgebung eine Belastung. Das wird man doch noch sagen dürfen. Sie sind, was zivile Standards angeht, in keiner Weise anpassungsfähig. Das bedeutet im Umkehrschluss, die Masse muss sich den ästhetischen Standards dieser Leute beugen und am Ende sollen sie sich auch noch gut fühlen ob ihrer

Toleranz. Josef, wach endlich auf!“

Josef bekam diesen abwesenden Blick, wie immer, wenn er tieferen, vielleicht sogar abgründigen Gedanken nachhing.

„Sagst du mir endlich, warum wir hier sitzen?“

Josef ließ einen schmerzvollen Seufzer vernehmen.

„Ich muss den Mietern sagen, dass ich bauen will...“

Ich schaute ihn erwartungsvoll an.

„Und?“

„Ja, nichts und. Das wird ihnen nicht gefallen. Aber ich kann doch auch nichts dafür, dass der Bebauungsplan erst zwei Jahre nachdem ich ihnen das Haus vermietet habe herauskam. Was soll ich ihnen sagen?“

Ich entgegnete ihm mit Nachdruck: „Durch einen Bebauungsplan hat sich die Möglichkeit für dich ergeben, zu bauen. Und das hast du auch vor. Dafür musst du das Grundstück halbieren und ihnen die Gebäude des Nebengelasses kündigen, die abgerissen werden müssen, um Platz für den Neubau zu schaffen. Du kannst gern noch hinzufügen, dass es dir sehr leid tut, ihnen dieses Ungemach zu bereiten.“

„Ungemach, ja, das ist wohl das richtige Wort. ... Es fällt mir wirklich schwer.“

Ja, so ist Josef. Er ist außerstande, eigene Interessen für sich durchzusetzen und so kam es, wie es kommen musste.

Am nächsten Tag betrat er sein ehemaliges Elternhaus, um mit den Mietern zu sprechen. Als er das Gebäude betrat, musste er feststellen, dass der Knabe die Wände im Vorflur so gründlich mit fetten, bunten Markern verziert hatte, dass sich Josef in einem psychedelischen Kabinett wähnte. Der Boden des nächsten Raums, einem weiteren, größeren Flur war mit Spielzeug aller Art übersät und Josef musste peinlich genau darauf achten, keines der Stücke durch Unachtsamkeit zu zertreten. Ihm fiel auf, dass der Mieter seine Füße kaum mehr als zwei Zentimeter vom Boden hob, so dass er die Unmengen Spielzeug behutsam vor sich teilte wie Moses dereinst das Rote Meer.

„Das macht keinen Sinn, das Zeug wegzuräumen, wenn der Junge es am nächsten Tag wieder verstreut. Macht einfach keinen Sinn.“

So konnte man das auch sehen. Es entbehrte nicht einer gewissen Logik, dachte Josef bei sich, wozu überhaupt aufräumen, wenn doch der Planet irgendwann ohnehin von einem Schwarzen Loch aufgesogen wird.

Das Wohnzimmer machte einen etwas übersichtlicheren Eindruck. Hier sollte Josefs Beichte vor seinen Mietern nun stattfinden. Das heißt, er sprach nur mit dem jungen Paar, wobei jung, wenn überhaupt nur auf die Frau Krummbruder zutraf. Ihr Lebensgefährte Hugo Schnorch war nur unwesentlich jünger als Josef. Er versuchte gern, den Intellektuellen herauszukehren, was ihm allerdings angesichts seiner recht simplen Diktion nicht wirklich gelang. Die Stimmung war sehr gedrückt, da Josef bei der Bitte um ein Gespräch schon bestimmte Vorzeichen hatte erkennen lassen.

Er begann sich zu erklären und seiner Stimmlage war deutlich anzumerken, wie unangenehm ihm das war. Nun hätte ein kluger und empathischer Mensch sicherlich Verständnis aufgebracht, denn immerhin wollte Josef nicht aus Gewinnsucht bauen, sondern um sich ein kleines bescheidenes Heim für seine letzten Tage zu schaffen. Es war auch nicht von Bedeutung, was Josef für Beweggründe hatte und ob irgendwer Einsicht bewies. Hier ging es einzig darum, dass er seinen Mietern etwas wegnehmen wollte, was es mit Klauen und Nägeln zu verteidigen galt. Aber es gab nichts zu verteidigen, denn es war unumstößlich: Das Grundstück musste geteilt werden. Das größte Problem dabei war, wie sollten die Mieter die vielen Gegenstände, zu denen vieles zählte, was wenig oder gar keinen Nutzen mehr hatte, wie zum Beispiel verrostete Fahrräder mit platten Reifen und ähnliches, auf der Hälfte des Grundstücks untergebracht werden, wo die Vielzahl der Gegenstände schon die Grenzen des ganzen Grundstücks zu sprengen drohten. Noch mehr Mitgefühl allerdings erzeugte die Vorstellung Josefs, wie die Mieter wohl die Gebäude des Nebengelasses räumen wollten. Die Gegenstände in den zwei Räumen der Garage

und eines Schuppens waren akribisch bis unter die Decke gestapelt, so dass das Raummaß der beiden Räume exakt das Raummaß aller darin befindlichen Gegenstände ergab. Josef überschlug die Maße in einer schnellen, aber doch recht präzisen Kopfrechnung und kam dabei auf nicht weniger als 70 Kubikmeter. Erstaunt konstatierte er für sich, dass er vermutlich in seinem ganzen Leben nie so viele Gegenstände besessen hatte, um damit einen 70 Kubikmeter großen Raum zu füllen.

Frau Krummbruder und Herr Schnorch hörten Josef aufmerksam und mit ziemlich finsternen Mienen zu. Es war ein informatives Gespräch, zumindest glaubte Josef das, denn wie er einige Wochen später, als es konkret wurde, feststellen musste, hatte die junge Frau Krummbruder nach dem Gespräch ein Gedächtnisprotokoll angefertigt, in dem jede noch so vage Zusage Josefs wie in Stein gemeißelt niedergelegt war. Dabei waren die Erinnerungen so präzise, dass Josef der Frau seinerseits höchsten Respekt zollte ob ihres Erinnerungsvermögens. Als ich später, nachdem er mich über seine Zusagen informiert hatte, zu bedenken gab, dass es heutigentags kein Problem sei, das Diktiergerät auf dem Smartphone mitlaufen zu lassen, schaute er mich nur ungläubig an.

„Also das kann ich mir nun wirklich nicht vorstellen. So etwas macht man doch nicht, zumindest nicht ohne seinen Gegenüber darüber zu informieren. Nein, also da versteigst du dich aber kräftig.“

Im Ergebnis des Gesprächs hatte Josef ihnen einen satten Mietnachlass gewährt, und zwar für eineinhalb Jahre und ihnen freigestellt, sollten sie ein anderes Wohnungsangebot bekommen, ohne Einhaltung der Kündigungsfrist ausziehen. Man sollte meinen, das würde die Mieter gewogen stimmen. Zumindest in der Vorstellung Josefs. ... Naiver Josef!

Der Beginn

Josef verdiente seine kargen Brötchen in Süddeutschland, wo man seine künstlerischen und kunstkritischen Auslassungen durchaus zu schätzen wusste. Für einen Kulturschaffenden gleicht der nördliche Osten der Republik eher einer Wüste als einem Garten Eden. Nicht, dass es dort keine Künstler gäbe, allein, das Überleben als solcher ist hart, denn Kunst hatte in diesem Landstrich noch nie viel Akzeptanz, noch Präferenz. Wenn sich überhaupt etwas vorwärts bewegte, dann im Bereich der Verwaltung von Kunst und künstlerischen Entäußerungen. Josef hatte sich sogar einmal dazu hinreißen lassen, den Kunstbetrieb als den natürlichen Feind der Kunst zu bezeichnen. Ich hatte ihm nicht widersprochen. In den letzten Jahren haben allerdings einige Geschäftsleute, oder sollte man besser Krämer sagen, begriffen, dass insbesondere Besucher aus den westlichen Bundesländer offener waren für Kunst und Kunstgeschichte und so mutierten Bäcker und Metzger plötzlich zu Galeristen, was ziemlich lächerlich anmutete. Doch Josef nahm das nie zum Anlass für Kritik. Wenn auf diese Weise auch nur ein einziges Werk eines lokalen Künstlers verkauft wurde, sah er auch in dieser Absurdität einen Sinn. Nun hatte er, wie bereits erwähnt, die Mitte des sechsten Dezenniums durchschritten und eine ebenso karge Rente wie sein Verdienst es war, kam an Josefs Lebenshorizont in Sicht. Also beschloss Josef, der ja, wie er meinte, über eine nicht unbeträchtliche Summe Kapital verfügte, in den Norden zu reisen, wo sich sein Hauptwohnsitz befand, um Hand anzulegen und den Bau vorzubereiten. Seine Mieter hatten das schier Unmögliche wahr gemacht, und die Räume des Nebengelasses tatsächlich geleert. Als erstes musste Josef einen Zaun ziehen, um die Baustelle zu sichern. Er hatte aus Süddeutschland einige Zaunpfähle mit Einschlaghülsen mitgebracht, die ihm ein mitfühlender Freund geschenkt hatte. Er fuhr in die benachbarte Stadt in den Baumarkt, um Spanndraht, Spanner und Maschendraht zu kaufen und ging noch am selben Tag ans Vermessen. Dabei musste er feststellen, dass das Graffel der Nachbarn, wie man

in Bayern solcherlei Gerümpel nennt, sich der Grenzziehung tapfer widersetzte. Behutsam stapelte Josef alles hinüber, um die Grenze frei zu machen. Er vermaß, schlug Pflöcke ein und spannte eine Schnur, um die Pfähle in Reih und Glied anzuordnen. Zwei Tage brauchte er und als er fertig war, wurde ihm bewusst, dass er nun auf seinem eigenen kleinen Grundstück stand. Etwas breitbeinig stapfte er über die mickerige Parzelle wie ein König, der sein Reich abschrift. Büchners „Leonce und Lena“ kamen ihm in den Sinn. In diesem Theaterstück hatten die Bewohner des Reiches Popo stets alle Grenzen im Blick, da es so erbärmlich klein war. Dennoch, für Josef war es in diesem Moment ein so erhebendes Gefühl, wie er es danach nie wieder erleben sollte.

Um die Einfahrt für Baufahrzeuge zu verbreitern, rodete er eine überwiegend tote Hecke, in deren Innerem sich ein etwa 50 Jahre alter Zaun aus Metallfeldern befand. Das hatte sich Josef einfacher vorgestellt, insbesondere das Entfernen der mit Beton im Boden verankerten metallenen Zaunpfähle. Für den Abtransport der Hecke hatte er sich von einer ortsansässigen Entsorgungsfirma einen Container kommen lassen, der sich bedenklich schnell zu füllen begann. Immerhin waren der Giebel des Nebengelasses und dessen halbes Dach noch mit einer dicken Schicht Efeu bewachsen, die es vor dem Abriss gleichfalls zu entsorgen galt.

Nach sechs Tagen war sämtliches Grün entfernt und der sieben Kubikmeter fassende Container mit einem riesigen Berg obenauf mehr als voll. Als der Laster kam, um den Container abzutransportieren, es war derselbe Chauffeur, der den Container auch gebracht hatte, beobachtete Josef das Treiben des Mannes erst einmal mit Unbehagen und gerunzelter Stirn, befürchtete er doch, dass dieser die Menge monierte und Josef wieder zum Abladen zwang. Doch weit gefehlt und Josefs Ausdruck wurde wesentlich entspannter. Der einschüchternd muskulöse Mann, tätowiert bis unter das Kinn, schleuderte einige Gurte über den gewaltigen Berg, befestigte sie an den Seiten des Containers und zurrte sie mit geübter Hand so fest, dass kaum noch ein Überstand über den

Seitenwänden zu sehen war. Als er den Container aufgeladen hatte, sprang er behände aus dem Fahrerhaus und hielt Josef ein Formular unter die Nase.

„Respekt Mann, hast ganz schön geknufft.“ Und als Josef unterschrieben hatte, verabschiedete sich der an Spartacus erinnernde Hüne knapp. „Hau rein, Alter. Alles klar.“

Josef sah dem Laster, der sich geradezu schlafwandlerisch durch die schmale Straße schob, mit verklärtem Blick nach. Ein wohliges, aber indifferentes Gefühl ergriff Besitz von ihm. Dieser Mann hatte nicht einmal ein Dutzend Wörter an ihn gerichtet und ihm damit mehr Lob zukommen lassen, als er in den letzten überschaubaren Jahren erfahren hatte. Er liebte die ehrliche und knappe Sprache. Irgendwie fühlte es sich an, als wäre er in seiner Aufgabe angekommen.

Die nachfolgende Leidenschaft hielt sich indes in Grenzen, denn Josef konnte sich nicht mehr schmerzfrei bewegen. Ein übler Muskelkater quälte ihn und die Gelenke seiner Hände und Arme waren geschwollen und schmerzten. Dennoch genoss er die allabendliche Dusche in vollen Zügen und war, man kann es getrost so ausdrücken, glücklich.

Der nächste Tag brachte dann eine Ernüchterung. Er hatte sich des Grüns, der opulenten Auswüchse der Natur entledigt und stand nun vor der steinernen Realität, die ihm als leibhafter DDR-Sozialismus entgegentrat. Nur wer in diesem Land gelebt hatte, wusste die Absurditäten zu deuten, deren Ursachen sich mit nur einem Wort erklären ließen. Mangel. Man nahm, und nicht selten auch unrechtmäßig, denn wie hatte der letzte große Führer des Proletariats so treffend erklärt: „Aus den volkseigenen Betrieben ist noch viel mehr herauszuholen!“, was im Angebot war. Manchmal war viel Zement zu haben und wenig Kies, manchmal umgekehrt. Dementsprechend waren auch das Mauerwerk und der Beton, manchmal zerbröselte es bei der geringsten Belastung und gelegentlich wies der Beton die Härte der Bunker des Atlantikwalls an der Küste der Normandie auf. Was aber zu allen Zeiten im Übermaß vorhanden zu sein schien war Asbest, vornehmlich in Form von Wellasbest. Und so wurden damit nicht nur Dächer von Schuppen und Garagen gedeckt,

sondern auch ganze Sichtschutzwände errichtet, die auch heute noch bestaunt werden können.

Als Josef in der Früh seinen Briefkasten öffnete, fand er darin einen Brief von seinen Mietern. Das verhiess nichts Gutes, denn der Weg von der Haustür an seine Bungalowtür war kürzer, als der zum Briefkasten. Warum also scheute man sein Angesicht? Josef sollte es bald erfahren. In dem Brief baten die Mieter, im Interesse ihres kleinen Sohnes, das Asbest vom Dach des Nebengelasses durch eine „zertifizierte Firma“ entsorgen zu lassen. Eine „zertifizierte Firma“ bedeutete Kosten in Höhe eines vier- wenn nicht gar fünfstelligen Betrags.

Josef hatte sich von dem Schock noch nicht erholt, als ihm die junge Frau Krummbruder über den Weg lief. Beherzt sprach er sie an und erklärte, dass eine „zertifizierte Firma“ sein Budget sprengen würde und er diesen Bau überhaupt nur realisieren könne, wenn er alle Arbeiten, die er selbst verrichten könne, auch verrichten würde. Dazu gehört auch die Demontage des Dachs. Die Schmallippigkeit der Frau war Antwort genug und auch seine Beteuerungen, er würde diese Arbeit mit äußerster Behutsamkeit verrichten, änderten nichts an ihrem Gesichtsausdruck. Josef war zutiefst betroffen, war er doch bemüht es allen Beteiligten oder Betroffenen, und in gewisser Weise waren die Mieter ja Betroffene, Recht zu machen. Dieser Vorfall sprach nicht dafür, dass es ihm gelungen war.

Es gelang ihm immerhin einen günstigen Zeitpunkt abzapfen, das Dach während der Abwesenheit der Mieter, die für mehrere Tage verreist waren, herunter zunehmen und sofort in große weiße Plastiktaschen hermetisch zu verpacken.

Als die Mieter von ihrer Reise zurückkehrten, nahmen sie natürlich augenblicklich wahr, dass die Wellasbestplatten vom Dach verschwunden waren. Mit stolz geschwellter Brust trat Josef der jungen Frau Krummbruder entgegen.

„Wie haben Sie denn die Platten runtergenommen?“ Zischte sie spitz.

„Ganz schnell“, erwiderte Josef arglos.

„Haben Sie sie wenigstens nass gemacht?“ Jetzt nahm Josef das böartige Funkeln in ihren Augen wahr und verstummte. Wortlos zog er sich zurück. Er wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass hier etwas begann seinen Lauf zu nehmen, das er lange nicht wahrnehmen wollte und das er nicht mehr steuern konnte.

Die Wand

Nun begann der wirklich harte Teil der Arbeiten. Der Abriss der Wände mutete dabei noch wie ein Spaziergang an. Die Ziegel lösten sich leicht vom Mörtel und vom Putz, dessen Hauptbestandteil Sand war, dem fühlbar wenig Kalk und Zement beigemischt worden waren. Josef schwang seinen groben Vorschlaghammer und die Lust, mit der er das tat, ließ ihn sein Alter vergessen. Mit schmerzhaften Folgen, wie er abends feststellen musste, als es ihm kaum mehr gelang, die Schnürsenkel seiner Arbeitsschuhe zu öffnen. Unverdrossen arbeitete er sich in die Richtung Grundstücksgrenze vor, wo sich ein gespiegelter Gegenentwurf des gleichen Nebengelasses auf dem Nachbargrundstück anschloss. Ich hatte Josef während der Planungsphase auf die Idee gebracht, drei Meter der alten Garage stehen zu lassen, denn die genoss Bestandsschutz und könnte somit wieder als Nebengelass genutzt werden. Immerhin würde der Neubau kaum mehr als vierzig Quadratmeter Grundfläche aufweisen. Im Grunde war er ja auch nur als Ferienwohnung gedacht, als der Bebauungsplan entworfen wurde. Ein Einspruch Josefs, den Dachwinkel von 20 auf 30 Grad erhöhen zu dürfen, wurde von der Bauverwaltung der Gemeinde abgelehnt. Was Josef nicht wusste war, dass die Ablehnung erfolgte, weil man davon ausging, dass Josef im Obergeschoss eine weitere Wohneinheit schaffen wollte, um den Profit beim Vermieten zu steigern. In diesem Ort ging es um nichts anderes als um Geld. Der schnöde Mammon regierte und der Tanz um das goldene Kalb war geradezu frenetisch. Niemand der Herrschaften im

Amt glaubte auch nur im Entferntesten daran, das Josef es ehrlich meinte und selbst darin wohnen wollte. Vor diesem hohen Tribunal, und beinahe jedes Amt stellt ein solches vor, war jeder erst einmal ein Lügner, bis er seine Unschuld bewiesen hatte. Josef schickte sich drein und war umso erfreuter, als er in der Möglichkeit, Teile der Garage stehen zu lassen, einen Raumgewinn erblickte. Architekt Sparlich deklarierte in der Bauzeichnung die drei Meter Überbleibsel der Garage in einen winzigen Hauswirtschaftsraum und einen etwas größeren Abstellraum um. Der Nachbar, ein ehemaliger Schulkamerad aus Kinder- und Jugendtagen, unterschrieb, dass er mit der Umnutzung keine Probleme habe. Es handelte sich insgesamt um kaum mehr als zwölf Quadratmeter. Alles fühlte sich leicht und unbeschwert an.

Als Josef die Garage bis auf drei Meter an der Grundstücksgrenze heran abgerissen hatte, standen also nur noch der gemeinsame Giebel zum Nachbarn und die Rückwand aus der Josef das einstige Metallfenster heraus gestemmt und entsorgt hatte. Eine vordere Wand gab es in dem Sinn nicht, denn da befand sich ursprünglich das Garagentor. Das hatte Josef behutsam entfernt, da sein Nachbar daran interessiert war, was Josef sehr freute, widerstrebte es ihm doch, funktionierende Gegenstände einfach auf den Müll oder besser in den Schrott zu werfen.

Nun ging er daran, die Fundamente und den Fußboden des abgerissenen Teils herauszubrechen. Damit begann die echte Knochenarbeit. Ein Container nach dem anderen füllte sich mit Bauschutt und Beton und wurde abgefahren. Bald schon schien es Josef, als hätte er sich physisch übernommen. Doch er gab nicht auf. Es sei an dieser Stelle noch einmal an den ersten Satz dieses Berichtes erinnert. „Ich betrachte es als die vielleicht letzte praktische Herausforderung in meinem Leben.“ Man muss Josef kennen, um ihn und einen solchen Satz richtig zu verstehen. Die wenigsten Zeitgenossen können das, denn in seinem Weltbild verkehrt sich vieles in das Gegenteil. Zum Beispiel vertritt er die Ansicht, dass, wenn man ein Automobil mehrere Hunderttausend Kilometer gefahren hat, es im Wert um ein Vielfaches gestiegen ist. Natürlich lässt

sich dieser Wert nicht in Geld messen, da diese Gesellschaft einem Automobil, das 400.000 Km auf dem Tachometer hat, absolut keinen Gebrauchswert mehr zubilligt. Jedoch der ideelle Wert ist unermesslich und Josef schwärmte mir immer wieder vor, dass ihn sein alter Benz Diesel in beinahe alle Hauptstädte Europas gebracht hat, er Inseln wie Korsika, Sardinien und Sizilien bis in die letzten Winkel erkundet hat. Mit leuchtenden Augen pries er die Tatsache, dass ihm dieses Automobil sogar die Ausgrabungsstätten der minoischen Kultur, eines seiner literarischen Lieblingsthemen, auf Kreta vergönnt hatte. Es war ihm zuverlässiger Transporteur und auch Heimstatt zugleich, denn wenn er mit sehr kleinem Portemonnaie reiste, schlief er auch in seinem Auto. Und nun ging es wieder um eine Heimstatt, die sich Josef nicht leisten konnte, aber die er sich unter Einsatz all seiner Fähigkeiten und physischen Anstrengungen selbst schaffen wollte. Dieser Bau sollte und würde von ihm selbst beseelt und nicht bei fremden Menschen in Auftrag gegeben, errichtet und bezahlt werden. Dieses Haus sollte ein Stück seiner selbst sein, nur so würde er in Einklang mit dem Gebäude leben können. Also biss er die Zähne zusammen und schwang den Vorschlaghammer, schleppte bis an seine muskulären Grenzen Betonbrocken und füllte einen Container nach dem anderen. Und er war glücklich, wobei er sich gar nicht so sehr über das Geschaffte, sondern vielmehr auf das Kommende freute. Bislang riss er ja nur ab. Bald aber würde aufgebaut, Wände gestellt und Räume geschaffen werden. Dieser Gedanke versetzte ihn in ein Hochgefühl und ließ ihn innerlich jubeln.

Insgesamt 10 Wochen brachte er damit zu und am Ende war der Grund bereitet. Einzig eine Wand stand noch, kaum drei Meter lang und mit einem gähnenden Loch in der Mitte, wo einst ein Fenster war.

Nun wird sich der eine oder andere Leser fragen, warum er mit derartigen bautechnischen Details gelangweilt wird. Seien Sie versichert, verehrte Leser, diese Details, so banal sie zu sein scheinen, sind von Wichtigkeit, um die Geschichte in ihrem Charakter und in ihrer Entartung zu verstehen.

Die Baugenehmigung ließ indes auf sich warten. Schließlich rief ihn Frau Dröse, die zuständige Bearbeiterin vom Kreisbauamt an und teilte ihm überaus freundlich mit, dass sie Probleme hätte, diese zu erteilen.

„Wissen Sie“, ihre Stimme klang sanft und einfühlsam, „ich schaue auf den Bauplan und habe das Gefühl, dass in ihrem Abstellraum bald ein Bett und ein Schrank stehen werden.“ Josef war verwirrt. „Das müssen Sie mir erklären, Frau Dröse.“

Sie blieb vage in ihrer Aussage. „Wissen Sie, wenn sie von außen eine Tür hätten, also der Zugang zu ihrem Abstellraum von der Gartenseite her erfolgt, ist das Ganze glaubhafter.“

Josefs Verwirrung wollte nicht weichen. „Was wird glaubhafter?“

„Nun, dass es sich um einen Abstellraum handelt und nicht um einen Wohnraum.“ Endlich fiel bei Josef der Groschen. Wollte man verhindern, dass Josef auch diesen Raum als Ferienzimmer vermieten würde? Gab es denn hier niemand, der außerhalb von Kategorien wie „Geld verdienen und Ferienwohnung profitabel vermieten“ denken konnte?

„Schauen Sie Frau Dröse, ich sage es Ihnen. Ich werde eine winzige Küche im Wohnraum haben und es bietet sich geradezu an, den Kühlschrank in den Abstellraum zu stellen. Ein Zugang vom Wohnzimmer aus wäre also sinnvoll. Ich müsste, um mir meine Milch für den Kaffee zu holen, außen um das Haus herumgehen, um an meinen Kühlschrank zu gelangen.“

Frau Dröse blieb unbeugsam, wenngleich Josef an ihrer Stimme deutlich hören konnte, dass es ihr nicht leicht fiel.

„Wissen Sie, so kann ich Ihnen die Baugenehmigung nicht geben. Ich kann das nicht vertreten. Tut mir leid. Sie müssen eine Außentür einbauen.“ Frau Dröse wartete auf eine Reaktion Josefs.

Dem hatte es die Sprache verschlagen. Man begegnet ihm mit Unterstellungen und Verdächtigungen, als wäre er ein Lügner und er musste es hinnehmen. Ihm wurde langsam bewusst, dass es hier noch andere Aspekte gab, die er unbeachtet gelassen hatte. Als Bauherr war man also erst mal ein

Krimineller, dem Sanktionen widerfahren, ehe er überhaupt einen Finger gekrümmt hatte.

„Und was muss ich jetzt machen, um die Baugenehmigung zu bekommen?“

„Lassen Sie von Herrn Sparlich einen Nachtrag machen und eine Zeichnung mit einer Tür einreichen. Ich verspreche Ihnen, es umgehend zu bearbeiten.“

Sparlich reagierte verschnupft. „So'n Quatsch, das ist doch alles Pipifax. Wen interessiert denn nachher, was in den Räumen passiert.“

Josef war beeindruckt von so viel rebellischem Geist.

„Also gut, ich ruf Frau Dröse an und frag sie was sie will.“

Es dauerte nicht lange und es kam positiver Bescheid von Frau Dröse. Dennoch verging noch eine ganze Woche, ehe Frau Dröse die Baugenehmigung abstempelte und freigab. Josef setzte sich ins Auto und fuhr die gut sechzig Kilometer zum Kreisbauamt, um die Baugenehmigung eigenhändig in Empfang zu nehmen. Er traute der Post schon lange nicht mehr. Dabei begegnete er Frau Dröse für einen kurzen Augenblick. Sie entpuppte sich tatsächlich als das sympathische Wesen, das Josef aus der Stimme herausgehört zu haben glaubte.

Nun konnte es endlich losgehen. Die Baufirma, die die Bodenplatte gießen sollte, hatte indes noch andere Baustellen und so gab es einige Verzögerungen. Also beschloss Josef, einem Ruf nach München zu folgen, um noch ein paar Euros zu verdienen. Das erschien ihm angebracht, denn die Kosten für die zahllosen Container und die Entsorgung des Bauschutts und vor allem des Wellasbests, für den Architekten und auch den Vermesser hatten unerwartet tiefe Löcher in Josefs Budget gerissen, was ihn immerhin ein wenig verunsicherte. Zu Beginn der Arbeiten musste der Grund bereitet, also eine solide verdichtete Sandplatte als Unterlage für die Betonplatte geschaffen und die Fundamente gegossen werden. Josef hatte mit der Baufirma abgesprochen, wieder anzureisen, sobald die Platte gegossen war.

Der Unfall

Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie, dass Josef gerade an einer Kolumne über den Fall der Berliner Mauer arbeitete, den Vorgang als einen herausragenden symbolischen Vorgang in der Geschichte Deutschlands pries, als sein Smartphone mit einem leisen Summen auf sich aufmerksam machte. Josef schrieb den Absatz erst zu Ende, ehe er zum Telefon griff. Über einen Kurznachrichtendienst hatte er von einer Nachbarin an der Ostsee zwei Fotos geschickt bekommen mit dem Kommentar: „Eben hat der Baggerfahrer die Mauer umgerissen. Er flucht wie ein Rohrspatz, weil ihm das Ding im Weg stand.“

Auf einem Foto waren die umgestürzte Wand und der Bagger zu sehen, auf dem anderen nur der Ziegelhaufen.

„Na, toll“, murmelte Josef in seinen Dreitagebart. „Mir bleibt nichts erspart“, dachte er bei sich. Er wollte die vordere Wand anstelle des Garagentors selbst aufmauern, die hintere hätte ja nur an den Neubau angepasst werden müssen. Nun musste auch diese neu errichtet werden. Ein ärgerlicher Unfall, doch wenn es liegt, liegt es, was kann man da machen?

Knapp vier Wochen später war endlich die Platte gegossen und am Tag danach reiste Josef wieder gen Norden, bezog seinen Bungalow, richtete sein Werkzeug und legte los. Eine Woche nach seiner Anreise sollten die Wände des Hauses gestellt werden. Herr Karlssohn, der Zimmerermeister, der mit dem Bau beauftragt war, kündigte an, dass es in spätestens einer Woche stehen würde, inklusive Dachstuhl. Das Haus wurde nicht, wie ursprünglich geplant in Stein ausgeführt, sondern in Holzrahmenbauweise. Die Entscheidung, in Holz zu bauen, war in erster Linie dem ökologischen Gedanken geschuldet. Hinzu kam, dass Karlssohn mit seinem Kostenvoranschlag unter dem der Baufirma lag, die das Haus in Stein ausgeführt hätte. Und noch zwei Gründe sprachen dafür. Der erste war die Bauzeit. Würde alles glatt laufen, könnte man eventuell Weihnachten schon im Haus verbringen, vielleicht mit einigen Provisorien, aber immerhin. Und der zweite Grund waren die Dämmwerte, die man mit diesem Bau erreichen

konnte. Heizkosten würden zur Nebensächlichkeit werden, zumal Josef eine Photovoltaikanlage auf dem Dach plante. Josef genoss es, auf der Betonplatte herumzuspazieren und sich vorzustellen, wo welcher Raum sein, wo eventuell welche Möbel stehen würden. Er hätte dieses Gefühl gern mit seinen Mietern geteilt, doch die gingen ihm aus dem Weg. Die Kommunikation war, obgleich sich Josef beinahe überschwänglich freundlich gab, auf das Nötigste beschränkt und begleitet von griesgrämigen Gesichtern. Die Eltern der Mieter, die sonst etwa die Hälfte der Zeit ebenfalls im Haus wohnten, bekam er gar nicht mehr zu Gesicht. Überhaupt schienen sie ihm aus dem Weg zu gehen. Dann erfuhr Josef von einem Mitbewohner der Siedlung, dass sich die junge Frau Krummbruder mit Eifer bei einer Landesgesundheitsbehörde beschwert hatte, weil Josef selbst das Wellasbestdach herunter genommen und entsorgt hatte. Sie hatte sich zudem erkundigt, ob es Möglichkeiten gäbe, mit einer strafrechtlichen Verfolgung gegen Josef vorzugehen. Doch die Auskünfte waren niederschmetternd für Frau Krummbruder: „Als Privatperson könnte er das Zeug sogar vom Dach fressen, da können sie nichts gegen machen“, so der Mann im Amt. Josef berührte diese Information mehr als unangenehm, immerhin waren es unleugbare Indizien, dass das Verhältnis, um das er so bemüht war, offensichtlich weitreichender gestört war, als er es sich vorstellen konnte. Josef war wahrlich niemand, der sich intolerant gegenüber anderen Lebensauffassungen verhielt, aber immer wieder musste er feststellen, dass Menschen, die alternative Lebensformen lebten, ob „Messietum“ dazugehört, vermochte er nicht zu beurteilen, in erster Linie anstrengend für ihre Umwelt waren. Man konnte nicht auf natürliche Weisen mit ihnen kommunizieren, denn der oder die Gegenüber, da geht's schon los, weil das Gegenüber unbenannt geblieben ist, werden einen in kürzester Zeit der politischen Inkorrektheit überführen. Zum Thema Political Correctness hatte Josef in sein Tagebuch notiert: „Mit der Political correctness ist es wie mit der adressierten und stetig weiter entfalteten Höflichkeit. Irgendwann gipfelt sie in der Selbstverleugnung.“

Josef präferierte die Natur, unseren Schöpfer und Ernährer, und verwies stets darauf, dass wir uns nur um den Preis des Untergangs gegen sie wenden können. Er verstand nicht, dass der Knabe der Mieter einmal als Knabe auf der Bildfläche erschien und ein anderes Mal in Mädchenkleidern herumtollte. Genderneutrale Erziehung hält Josef geradezu für verdammungswürdig. Er meinte, man solle die Stimme der Natur zulassen und die Kinder nicht daran hindern, sich für das natürliche Geschlecht zu entscheiden, weil das für neunundneunzig von hundert Fällen funktioniert. Vielmehr sollten wir an der gesellschaftlichen Akzeptanz arbeiten, die den einen auffängt, der sein physiognomisches Geschlecht nicht annehmen kann. Diskussionen mit diesen Menschen, die so großen Wert auf die gesellschaftliche Verallgemeinerung ihrer Vorstellungen legen, führen meist in die blanke Hysterie. Josef verwies auf die praktischen Folgen. Man stelle sich einmal vor, der Knabe kommt in eine Grundschule in Mecklenburg-Vorpommern einmal als Junge und am nächsten Tag als Mädchen gekleidet in die Klasse. Im günstigsten Fall führt das zu Irritationen. Im ungünstigeren fängt er sich wohl einen Satz roter Ohren ein. Eltern, die ihren Kindern so etwas antun, lieben nur sich selbst und ihre hirnrissigen pseudointellektuellen Höhenflüge, nicht aber ihr Kind. Es ist ein ewiges Dilemma. Haarsträubendste Ideologien, die wie Pilze aus dem Boden schießen in der dampfigen Atmosphäre eines unbedingten Individualismus lassen einen sozialen Frieden nie wirklich zu. Und Josef weiß, was Ideologien anrichten können, insbesondere dann, wenn sie die Oberhoheit erlangt haben. Er hatte sich mit der SED angelegt und der Ort, von dem hier die Rede ist, hatte viele willfährige Adlaten, die über die Mechanismen des Parteiapparates ihr Mütchen an ihm kühlen konnten. Zehn Jahre vor dem Fall der Mauer hatte Josef sich dazu entschlossen, seine Existenz als Schriftsteller konsequent zu leben. Die Partei war natürlich anderer Ansicht und mobilisierte den Zorn der guten „Sozialisten“. Das Dasein als Schriftsteller war in der DDR keine Berufswahl, sondern ein Privileg und das wurde ausschließlich von der Partei

zuerkannt. Das musste man sich durch besondere Loyalität verdienen. Die Mitbürger waren und sind es bei verändertem Vorzeichen, gemeint ist das Eurozeichen, noch immer, willfährige Opportunisten und so wurde Josef schließlich per Gemeinderatsbeschluss zu „kriminell gefährdet“ erklärt, womit die Staatsorgane ermächtigt wurden, ihn jeder Zeit ohne Nennung von Gründen zu verhaften und zu verhören. Das geschah dann auch des Öfteren. Es bedeutete nichts Geringeres als die totale soziale und politische Entmündigung. Schließlich zwangen die örtlichen Parteikader Josef, die zum Teil noch immer einen wohlbestellten Lebensabend als Bezieher üppiger Renten in eben demselben Ort verleben, unter Androhung von 18 Monaten Gefängnis, eine Arbeit als Hilfsarbeiter auf dem Bau in einer LPG, einer DDR-Kolchose anzunehmen. Warum diese Auslassungen von Bedeutung sind? Josef war über acht Jahre gezwungen, Wellasbest auf den Dächern von riesigen Kuhställen zu verlegen. Dabei wurden keine Atemmasken verwendet, selbst dann nicht, wenn die Platten über die Kreissäge geschoben wurden. Er hat es überlebt. Seine Lungen arbeiten perfekt, auch ungeachtet der Tatsache, dass er die meisten Jahre seines Lebens zum Teil stark geraucht hat. Ihm war also die Hysterie um die paar Platten, die er in Abwesenheit seiner Mieter vorsichtig und behutsam von der Garage nahm und gemäß den Vorschriften entsorgte, unverständlich. Vielmehr hätten sie doch froh sein sollen, dass endlich der permanente Windabrieb ein Ende hatte. Sie waren indes offensichtlich der Meinung, das Grundstück sei seither kontaminiert und das Leben ihres Kindes in ernsthafter Gefahr. Das müsse unbedingt geahndet werden.

Der Aufbau

Josef sah sich angesichts der Tatsache, dass nach Ablauf von zwei Tagen der Tieflader mit Kran und den vorgefertigten Hauswänden anrücken sollte, gezwungen, die umgestürzte

Wand aus dem Weg zu räumen. Ein weiterer Container wurde geordert. Als Josef die ersten Steine in die Hand nahm, beschloss er, sie einfach nur zu putzen, für irgendwas würde man sie schon gebrauchen können. Und so stand er zwei Tage wie dereinst die Trümmerfrauen nach dem Krieg und klopfte mit einem Maurerhammer den Mörtel und den Putz von den weißen Kalksandsteinen. Am Ende stand ein Block von zirka einem Kubikmeter gestapelter Steine in seinem Garten. Er wurde pünktlich fertig und der Container mit dem letzten Bauschutt war auch abgefahren worden und zwar von demselben, bis unter das Kinn tätowierten Hünen.

„Schön übersichtlich“, bemerkte der Mann, der breitbeinig mit in die Hüften gestemmt Fäusten auf der Betonplatte stand. „Und, wann geht’s los?“

Josef strahlte wie ein Honigkuchenpferd und mit geradezu kindlich verzücktem Ausdruck, als würde er den Heiligen Abend und Ostern zugleich einläuten, verkündete er: „Morgen! ... Morgen geht’s los.“

„Alter, dann wünsch ich mal viel Glück!“ Und um seinen guten Wünschen Nachdruck zu verleihen, ließ er Josef seine riesige Pranke auf die Schulter fallen. Beinahe hätte Josef feuchte Augen bekommen. Er war beseelt von einem Gefühl des Stolzes, der freudigen Erwartung und der Gewissheit, es tatsächlich zu schaffen. Und während sich der LKW mit dem Container langsam vom Hof schob, bemerkte Josef seinen Mieter Hugo Schnorch aus dem Haus huschen und es drängte ihn, die Freude mit dem Mann zu teilen.

„Hallo Hugo, schauen Sie, morgen geht’s los, morgen wird das Haus gestellt...“

Doch Hugo reagierte nicht, mit gesenktem Blick eilte er auf seinem Fahrrad davon. Fast hätte man meinen können, er fliehe weg von Sodom und traue sich nicht, den Blick zu wenden, um nicht zur Salzsäule zu erstarren wie seinerzeit Lots Frau. Doch Josef war zu beseelt von seinem Glück, um diesem Vorgang allzu viel Bedeutung beizumessen.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr rückte Karlssohn mit dem „großen Besteck“ an. Auf einem Kranwagen befanden sich die vorgefertigten Wände. Der Fahrer, ein ruhiger Mann

der ganz im Gegensatz zu seiner gemessenen Erscheinung Kettenraucher zu sein schien, Kettenraucher sind in der Regel nervös, brachte den Wagen in Position dicht an die Betonplatte heran, fuhr die Stützfüße des LKWs aus, um den Kran zu stabilisieren und begann, mit einer Fernbedienung vor dem Bauch, die Baustelle permanent zu umkreisen, ständig eine Zigarette in den Mundwinkeln. Karlsruhn und sein Mitarbeiter Rudi erklimmen den Wagen und befestigten die Gurte an den Wandelementen. Kaum waren sie vom Wagen gesprungen, schwebten die Teile durch die Luft hin zur Betonplatte, wo der Kranfahrer sie auf den Millimeter genau auf den Streifen isolierender Elefantenhaut, wie sie die dicke Teerpappe nannten, absetzte. Das erste Element wurde mit Stützlatten fixiert, doch das zweite Element, das eine Ecke bildete, wurde gleich mit großen Schrauben am ersten fixiert und stand beinahe von alleine.

Das Wetter spielte allerdings nicht mit und Wind kam auf, doch die Männer arbeiteten routiniert und unbeirrt weiter, als würde diese Unbill keine wirkliche Störung darstellen. Josef, der mitfieberte und unbedingt helfen wollte, sprang von einem Element zum anderen und stemmte sich gegen das gut riechende, glattgehobelte Holz, um dem widerspenstigen Wind Paroli zu bieten. Karlsruhn beobachtet Josefs Treiben mit gerunzelter Stirn. Schließlich gab er Josef die unmissverständliche Anweisung, bei seinen Anstrengungen stets in den Türrahmen zu bleiben. Und während er sich abwandte, raunte er dem Kranführer zu: „Wenn die Wand kippt, hat er wenigstens einen Fluchtweg und wird nicht erschlagen.“ Der Kranfahrer quittierte den Satz mit einem unverschämt breiten Grinsen. Immerhin hatte Karlsruhn begriffen, welche Freude es Josef machte mit anzupacken, auch wenn sein Treiben eher kontraproduktiv war und Karlsruhn ihn zusätzlich im Auge behalten musste, was für ihn durchaus lästig war.

Als der Kranfahrer gegen 16.00 Uhr am Nachmittag die Stützfüße des Kranwagens einfuhr, standen bis auf die wenigen kleinen Innenwände, das ganze Haus bestand ja nur aus einem Wohnraum, einem kleinen Windfang und einem

Bad, sämtliche Außenwände des Hauses, einschließlich der flachen Giebel. Josef konnte den Raum nun begehen und er tat das ausgiebig. Er trug einen Gartenstuhl auf die Betonfläche und platzierte ihn an der Stelle, wo, vor einem bodentiefen Terrassenfenster, einmal sein Schreibtisch stehen sollte. Während er so dasaß und in seiner Fantasie alles notwendige ergänzte, damit der Raum seine fertige Gestalt annahm, erblickte er hinter dem Fenster des Vorderhauses das Gesicht der jungen Frau Krummbruder. Er sah es nur für den Bruchteil eines Wimpernschlages, doch es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Stromschlag. Noch nie hatte er so viel Kälte und Abscheu in den Augen einer Frau gesehen. Er schlug betroffen die Augen nieder. Als er wieder hinsah, war das Gesicht verschwunden, allein die sanfte Bewegung der Gardine gab ihm die Gewissheit, keine Fata Morgana erblickt zu haben.

Der nächste Tag brachte einen ähnlichen Anblick wie der erste. Auch diesmal rückte Karlssohn mit einem großen Hänger an. An diesem Tag war er mit Dachbalken beladen. Zu zweit, nur Karlssohn und Rudi, stellten sie an diesem Tag etwa die Hälfte des Daches. Das Holz der Balken wies die seidige Glätte von Möbeln auf, denn immerhin sollten sie sichtbar im Raum bleiben und nicht verkleidet werden. Als am nächstfolgenden Tag das ganze Dach stand, fühlte sich Josef wie in einer Kathedrale. Dieses Gefühl verdankte er allerdings seinem leichten Hang zum Kitsch, denn im Grunde war das ganze Wohnhaus kaum größer als eine der Doppelgaragen, wie sie neben den Strandvillen nicht selten ohne Baugenehmigung errichtet waren. Aber Josef scheute sich nicht, zu seinen Gefühlen zu stehen und berief sich dabei immer auf den Maler Otto Pankok, der in seinen Zehn Geboten des Malers von 1930 als 1. Gebot postuliert hatte: „Du sollst den Kitsch riskieren!“ Josef mochte ehrliche Gefühle und nannte sie irgendwer kitschig, war es ihm egal, wenn es nur ehrliche Gefühle waren. Er bedauerte ohnehin, dass in der modernen Zeit, wo sich der Mensch, um in der neoliberalen Gesellschaft überleben zu können, ständig optimieren musste, Befindlichkeiten an Stelle von starken Gefühlen

getreten waren. Starke Gefühle machen verletzlich, und davor fürchtete man sich. Survival of the fittest! Armes Land, das noch immer einem durch Erbschaft reich gewordenen liberalen Autodidakten wie Herbert Spencer nachläuft. Wohl weil seine nachdarwinsche Lehre so erdrückend simpel ist, gilt sie doch für Amöben wie Menschen gleichermaßen. Man könnte daraus auch schließen, dass der Mensch in existenziellen Fragen nicht weiter ist als die Amöben.

Von nun an ging es Schlag auf Schlag und wenn das Wetter es unmöglich machte, weil es regnete und man sich nicht gefahrlos auf der Dachkonstruktion bewegen konnte, mit dieser stetigen Kontinuität fortzufahren, wurde Josef unruhig. Er ließ sich nicht davon abhalten, die Dinge zu tun, die er tun konnte und die getan werden mussten. So schalte er das Fundament der ehemaligen Garage ein, auf der die umgestürzte Wand gestanden hatte, und betonierte es auf dasselbe Niveau wie die Betonplatte.

An nur einem Tag stellten Karlsruhn und Rudi die drei Meter langen Wände in den ehemaligen Breiten- und Mauermaßen der Garage in Holz. Sie wieder zu mauern, wäre ziemlich unsinnig gewesen. So konnte ein organischer Anschluss an den Neubau geschaffen werden. Karlsruhn hatte das notwendige statische Gutachten dafür besorgt, was allerdings zusätzliche Kosten für Josef bedeutete. Doch der nahm es gelassen. Bei den Gesprächen während der Mittagspause kamen sie auf das Problem des Bestandsschutzes, der ja nur gewährleistet war, wenn vom ursprünglichen Bauwerk mindestens eine Mauer stehen bleiben würde. Das war ja gegeben, denn es stand ja noch der Giebel, an den die beiden drei Meter messenden Holzrahmenwände vorder- und rückseitig geschraubt wurden. Immerhin machte der Giebel gut 60 Prozent des vorherigen Mauerwerks aus. Die umgefallene Wand maß kaum mehr als dreißig Prozent. Karlsruhn erzählte von einem Wohngebäude, dass wegen eines nicht fachgerechten Eingriffs in die Dachkonstruktion abgerissen werden musste. Es blieb von dem ganzen Haus nur eine einzige Wand, also deutlich weniger als 10 Prozent des ursprünglichen Baus, übrig und damit blieb auch die Baugenehmigung gültig.

„Ja, das Baurecht, das ist schon ein eigen Ding“, bemerkte Karlssohn.

Dann ging es an das Eindecken des Dachs mit einer so genannten Aufsparrendämmung. Dabei wurden zwei Schichten Kunststoffplatten übereinander direkt auf die Sparren geschraubt, die von der Unterseite so glatt waren, dass man nur die feinen Fugen der mit Nut und Feder zusammengefügt Platten verspachteln, schleifen und anstreichen musste, und fertig war die Decke. Josef machte sich augenblicklich daran. Außen kam dann noch eine Lage Dachlatten und später sollte die Dachhaut folgen. Somit wäre das Dach dicht und fertig. Ein Monat war vergangen und die Fortschritte waren so rasant, dass Josef keinen Zweifel mehr daran hatte, zum Jahresende einziehen zu können. Glücklicher Josef.

Das Duett

Zwei, drei Mal ließ der Mann, der etwas gnomenhaft gewachsene Anfangsechziger, die Hand kräftig auf das welke, graue Gesäßfleisch von Loretta Lettlich nieder klatschen. Sexuell ging nicht mehr allzu viel bei ihm und so kompensierte er sein männliches Unvermögen mit gesteigerter Gewalttätigkeit, wohl wissend, dass es für Loretta keinen Unterschied machte. Es war gut, dass sie, die wie eine Hündin auf allen Vieren vor ihm hockte, sein Gesicht nicht sah, in dem unterdrückter Ekel zu lesen gewesen wäre, hätte sie in diesem Augenblick einen Verstand. Doch den hatte sie nicht; den hatte sie nie, wenn sich ein männliches Wesen ihrer erbarmte, und so erstrahlte auf ihrem breiten harten Gesicht ein schwachsinnig anmutendes Grinsen, dass lange brauchte, ehe es wieder entschwand. Der Mann ließ sich neben sie auf das Bett fallen, die Hände vor dem Gesicht Erschöpfung vortäuschend. Er war nur von einem einzigen Gedanken beseelt, endlich das Zimmer des billigen, aber verschwiegenen Landgasthofs, in dem man vorzugsweise

Cash nahm, verlassen, sein Auto besteigen und mit Vollgas davon brausen zu können. Doch das ging nicht, denn er hatte ein sehr persönliches Anliegen und das war bisher noch nicht zur Sprache gekommen. Eigentlich war noch gar nichts zur Sprache gekommen, denn seit einer Stunde malträtierte er mit dem gesamten ihm zur Verfügung stehenden physischen Instrumentarium, es war nicht wirklich viel, den Körper der Frau, der älter als sechzig anmutete, doch um einige Jahre jünger war. Sie genoss es, denn es kam höchst selten vor, dass sich ihr ein Mann auf diese Weise näherte, der eigene nicht ausgeschlossen. Es war das Dilemma ihres Lebens. Nicht nur, dass die Natur sie mit keinerlei ansprechende weibliche Reizen ausgestattet hatte, nein, seit sie denken konnte, hatte das andere Geschlecht einen Bogen um sie gemacht. Sie hatte diese unglückliche Prädestination sehr schnell verinnerlicht und so nahm ihr Aussehen alsbald die Härte an, die von ihrer noch jungen und formbaren Seele Besitz ergriff und sich manifestierte. Auch war sie nicht die hellste Kerze im großen Leuchter, was sie indes mit unglaublichen Fleiß und Ehrgeiz wett zu machen suchte. Immerhin brachte sie es auf gute bis befriedigende Leistungen und dank ihres ausgeprägten Opportunismus konnte sie sogar erfolgreich studieren. Jetzt war sie die Chefin der „Verhinderungsbehörde“, wie sich das Amt zur Kontrolle und Überwachung von Bauvorhaben unter der Hand selbst nannte. Sie hatte sich um diesen Job geradezu gerissen, war er ihr doch auf den Leib geschneidert, denn in dieser Funktion war sie Richter und Henker in einem und das behagte ihr sehr, genoss sie es doch über die Maßen, den Delinquenten in die Augen zu schauen, wenn sie ihre Urteile sprach, die durchaus den Ruin von Einzelpersonen und auch Firmen bedeuten konnte. Einen Baustopp auszusprechen, fuhr ihr direkt in den Unterleib und erregte sie in höchstem Maße. Es war ihre Rache am Leben, das sie, wie sie meinte, so sehr benachteiligt hatte. Seit fast zwanzig Jahren machte sie diesen Job und sie verrichtete ihn so, dass niemand es wagte, sie oder ihre Entscheidungen in Zweifel zu ziehen. Man ging ihr aus dem Weg, man vermied es, sie mit Dingen oder Ideen zu konfrontieren, die nicht auch von ihr hätten

sein können. Man befragte sie nur, wenn man sich ihres Zuspruchs sicher war oder sich von ihr belehren lassen wollte. Man hatte schlichtweg Angst vor ihr. Inzwischen konnte sie sich auch bedenkenlos im Ton vergreifen, da ihr niemand zu widersprechen wagte. Höheren Ortes nannte man das Kompetenz und Führungsqualität, die niederen Chargen tuschelten oder witzelten gar über sie, doch im Ernstfall ging man ihr vorzugsweise aus dem Weg.

Dem Mann, der ihr gerade mit mangelhafter Hingabe, aber umso brutaler die Scham und das Hinterteil durchgewalkt hatte, war sie das erste Mal vor etwa 18 Jahren begegnet. Er arbeitete seinerzeit für eine Baufirma mit angeschlossenem Architekturbüro in leitender Funktion. Die beiden begegneten sich erstmals auf einer Baustelle, für die Loretta Lettlich einen Baustopp in Aussicht gestellt hatte. Es war im Grunde eine Lappalie und einer der Architekten hatte ihr genau das gesagt. Dass es sich um eine Lappalie handelte, hatte aber nicht irgendein daher gelaufener Architekt zu entscheiden, sondern einzig und allein sie, Loretta Lettlich, die Jeanne d'Arc des Baurechts. Der Architekt hatte es an der nötigen Demut gegenüber ihrer Person und ihrem Amt fehlen lassen. Dabei war er sich nicht bewusst, wie teuer das dem Unternehmen zu stehen kommen könnte. Für solche Fälle schickte man ihn, wegen seiner gestumperten Figur und seiner Ähnlichkeit zu der Spielfigur firmenintern auch SuperMario genannt, in die Spur, das zu regeln. SuperMarios wichtigste Eigenschaft, darüber hinaus hatte er kaum andere und eigentlich war er der perfekte „Mann ohne Eigenschaft“, Robert Musil möge mir verzeihen, war seine Skrupellosigkeit. Er hatte diese Skrupellosigkeit einige Male, anfangs aus Verzweiflung und in Ermangelung anderer Alternativen, erprobt und festgestellt, dass man beim Menschen durchaus von den niedrigsten Beweggründen und Charaktereigenschaften ausgehen könne. Er begann, seine Methoden zu verfeinern, die Gesprächspartner zu Korruption, Lügen, Meineiden und Unterlassungen zu verführen, ohne dass die das Gesicht verloren oder das Gefühl bekamen, erpressbar zu sein. Es scheint, als ob es Landstriche in unserer wunderbaren

Republik gab, in denen die Menschen charakterlich anfälliger waren. In dem Landstrich, von dem hier die Rede ist, ist moralische Gegenwehr eher überraschend. Und so erbat sich SuperMario ein Vieraugengespräch mit Loretta Lettlich. Das dauerte kaum länger als dreißig Sekunden und wurde sehr einseitig geführt. Mit butterzarter Stimme erbat er ein Treffen in einem Zimmer in eben jenem Landgasthof, in dem sie sich auch nach 18 Jahren noch trafen. Der wurde von einem ehemaligen Stasimitarbeiter betrieben, der sich bar bezahlen ließ und verschwiegen gab, aber noch immer eifrig relevante Daten und Fakten sammelte, auf die auch SuperMario gegen einen entsprechenden Obolus noch zugreifen konnte. Man verzichtete eben doch ungern auf gutes Fachpersonal. Als Loretta mit gespielter Erstaunen zurückfragte, wozu das Treffen denn gut sein solle, antwortete SuperMario, dass er ihr die Gelegenheit geben möchte, ihm als Strafe den Hintern zu versohlen. Loretta tat sich schwer mit ihrer Entscheidung, doch schließlich konnte sie der Versuchung nicht widerstehen. Immerhin war SuperMario in der von Klüngel- und Vetternwirtschaft durchseuchten spießigen Geschäftswelt eine ernstzunehmende Hausnummer. Und ausgerechnet der machte ihr Avancen. Sie erschien zum vereinbarten Termin und er empfing sie mit einer Flasche Champagner, die sie gemeinsam tranken, ehe er, anders als ursprünglich besprochen, ihr kräftig den Hintern versohlte. Loretta genoss es, auch wenn ihr der formlose, flache Hintern noch drei Tage lang brannte und ihr das Sitzen beinahe unmöglich machte. Wann immer ein Problem bei einer Bauausführung auftrat oder ein leichtsinniger Architekt oder Bauleiter aus SuperMarios Firma Loretta nicht in gewünschtem Maße hofierte, musste SuperMario an die Front. Anfangs tat er es gern, konnte er doch auf diese Weise ganz nebenbei seine sexuellen Bedürfnisse befriedigen, was bei ihm zu Hause zunehmend schwieriger wurde, da seine Ehefrau das Trinken angefangen hatte. Doch irgendwann stellte SuperMario fest, dass Loretta, die ja ohnehin bar echter körperlicher Reize war, ihn jetzt zusätzlich immer häufiger mit Mundgeruch überraschte. Ihr Fleisch verfiel in dem Maße, wie sich in ihr

eine geistige und emotionale Hypertrophie manifestierte. Die Welt war inzwischen ganzheitlich zum Feind geworden, der sie aber megärenhaft und kampferprobt widerstand. Ihr misanthropisches Naturell schlug nun in alle Bereiche ihres Lebens durch und selbst einen nebenbei aufgeschnappten belanglosen Witz verstand sie unzweifelhaft als Angriff auf ihre Person, was den Magensäurespiegel auf ungeahnte Höhen trieb und zugleich ihren penetranten Mundgeruch erklärte.

Behutsam schob sie ihren der Schwerkraft untertanen Körper an SuperMario heran. Bei all ihrer Misogynie konnte sie ein rudimentäres Bedürfnis nach menschlicher körperlicher Nähe und Wärme dennoch nicht leugnen. In einem Anflug von emotionaler Demenz glaubte Loretta tatsächlich, ihm sei an ihr oder ihrem Körper gelegen, denn schließlich war er seit zwei Jahren nicht mehr im Baugeschäft tätig. Nach der Lektüre von Carsten Maschmeyers Buch „Die Millionärsformel – Der Weg zur finanziellen Unabhängigkeit“ war er auf die Seite des Geldes gewechselt. „Selfmade – erfolg reich leben“ war das Ziel und SuperMario war genau da, wo er charakterlich auch hingehörte. Hier wurde mit Geld Geld generiert, es wurden also keine Werte geschaffen, sondern es wurde durch Tricks Verwirrung gestiftet und mittels Finanzprodukten, man nehme sich unbedingt vor solchen Produkten in Acht, umverteilt, also gestohlen, wobei man das nicht so nennen darf. Das war moralisch verwerflich, aber nicht illegal, was insofern verwunderlich ist, da der Fiskus, anders als in allen anderen Bereichen der Gesellschaft, dabei auf seinen Teil Steuern verzichtete. Ein Schelm, wer böses dabei denkt, zum Beispiel, dass diese Herren beste Verbindungen ins Staatswesen haben. Loretta wusste nicht, was der Inhalt von SuperMarios Arbeit war, allein der Titel auf seiner Visitenkarte beeindruckte sie zutiefst.

„Also, du willst doch was von mir? Oder?“

SuperMarios Stimme klang brüchig. War es die unvermittelte Lüge: „Ich wollte dich wirklich sehen!“ Oder war es die Tatsache, dass die harte körperliche Anstrengung ihm die Kehle ausgetrocknet hatte? Er schluckte mehrmals.

„Komm schon, welches Projekt soll ich durchwinken, wo soll ich wegschauen.“ Loretta stützte ihr Kinn in die beiden Handflächen und schaute ihn an. SuperMario schlug ihr Atem ins Gesicht und er setzte sich vorsorglich auf.

„Du sollst gar nichts durchwinken oder die Augen schließen.“ Wenn schon, dann den Mund, dachte SuperMario.

„Du willst wirklich keine Gefälligkeit von mir?“ Loretta konnte es nicht glauben und sie wurde auch nicht überrascht.

„Also, wenn du mich schon fragst, da gäbe es eine Sache.“

„Aha!“

„Das ist eigentlich ein Klacks für dich. Da gäbe es einen Neubau zu verhindern oder zu verzögern.“

„Einen Neubau?“ In ihrer Stimme klang Enttäuschung nach.

„Eine winzige Ferienwohnung. Es ist eine persönliche Angelegenheit.“ SuperMario erhob sich und ging zum Sessel, wo seine Kleidung ordentlich über der Lehne lag. Er fingerte einen Zettel aus der Jackentasche und überreichte ihn Loretta. Während er in seine Schiesser-Feinripp-Unterhose schlüpfte und sich das Hemd anzog. Und um keinerlei Hoffnungen auf einen neuerlichen sexuellen Akt zu wecken, erklärte er ihr: „Ich habe dir alles aufgeschrieben. Du kannst direkt den Baustopp verhängen.“

Loretta überflog den Zettel kurz und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Du musst das hier, ein wenig anders formuliert, anonym an das Bauamt der Gemeinde schicken. Die müssen das an mich weiterleiten. Die Petzkette muss eingehalten werden. Du gibst mir Bescheid, wenn du es eingeschickt hast, damit ich gegebenenfalls nachfragen kann. Aber in der Regel funktionieren die kleinen Pisser da ganz gut. Und dann sehen wir mal, was wir machen können.“

SuperMario hielt inne. „Dann sehen wir mal, was wir machen können? Was soll das heißen?“

Loretta setzte sich auf, zog die Beine an ihren Körper heran und umklammerte die Knie kokett mit den Armen.

„Das soll heißen: Was kriege ich dafür?“

„Was willst du?“ SuperMario fuhr mit dem Ankleiden fort.

„Wenn die Sache durch ist, gleiche Zeit, gleicher Ort.“

Dabei zeigte sie auf das Bett in dem sie saß.

Also doch der höchstmögliche Preis, dachte SuperMario und nickte zustimmend.

„Wie weit soll ich gehen?“

„Von mir aus kannst du ihn fertig machen.“ Er hielt kurz inne und sein Blick schweifte in eine ungewisse Ferne. „Ja, mach ihn fertig.“

Die Streifenhörnchen

Es war ein strahlender Tag und Josef war geradezu euphorisch. Die Bleche für das Stehfalzdach waren geliefert worden. Josef, der eine minimalistische und nicht selten elegante Ästhetik bevorzugte, hatte sich für ein Stehfalzdach entschieden und das aus zwei Gründen. Zum einen sah es sehr gut aus, in der klar strukturierten Flächigkeit und in der Farbe: Dark Silver. Zum anderen war es von exzellenter Qualität. Der Kern der Platten bestand aus Schwedenstahl der mit der dickmöglichen Beschichtung versehen war und somit den besten Schutz vor Rost bot. Die Firma bot 30 Jahre Garantie. Für Josef spielte auch die Verlegeart eine wichtige Rolle, die sehr kompakt und sicher war. Immerhin musste man unter Berücksichtigung der Klimakrise davon ausgehen, dass zukünftig auch an der Ostsee häufiger Orkane toben würden. Er hatte es auf seinen ausgedehnten Reisen nach Asien und Australien mehr als einmal erlebt, wie schnell ein Ziegeldach abgedeckt war. Dem galt es vorzubeugen und darum war Josef auch bereit, tiefer in die schmalen Taschen zu greifen. Karlsson hatte ein paar der jungfräulichen Platten entpackt und sehr vorsichtig nebeneinander gelegt, um einen ersten Eindruck vom zukünftigen Dach zu bekommen. Sie waren auf Maß gefertigt, so dass sie über die ganze Länge des Dachs verlegt wurden und keine Stöße aufwiesen. Die Männer waren entzückt und Josef ließ die Hand über das edle und gleichsam robuste Material gleiten. Die Szene hatte beinahe etwas Erotisches.

„Ich denke, wir schaffen es, morgen eine Seite zu verlegen, wenn wir heute mit dem Verlaten fertig werden.“ Karlsruhn beschattete die Augen vor der prallen Sonne und nickte unmerklich, seiner Überzeugung Nachdruck zu verleihen. Gesagt, getan. Es war vierzehn Uhr und die von der Kurgemeinde vorgeschriebene Mittagspause beendet. Karlsruhn und Bruno stiegen auf das Dach und bald schon erklang das Tackern der Nagelmaschine. Josef beschloss, sich einen Tee zu bereiten und zog sich dafür in den Bungalow zurück. Er konnte jetzt ohnehin nichts machen. Während er auf das Summen des Wasserkochers lauschte, schloss er die Augen und vor seinem imaginären Auge erstand sein Häuschen in Zeitraffer mit fertigem Dach, das edel in der Sonne schimmerte, auf. Seiner Vorstellungskraft gelang es sogar, das dumpfe Knallen der Nagelmaschine auszublenden. Zumindest glaubte er das. Tatsächlich aber war es verstummt und noch ehe Josef das realisieren konnte, klopfte es lautstark an der Bungalowtür. Josef schreckte auf, eilte zur Tür und stand Karlsruhn gegenüber.

„Draußen auf der Straße stehen zwei Streifenhörnchen vom Ordnungsamt und machen Fotos von der Baustelle. Das gefällt mir nicht.“ Auch Josef gefiel das nicht und er beeilte sich, den von Karlsruhn beklagten Vorgang selbst in Augenschein zu nehmen. Als er über das Grundstück vorbei an das ehemalige Elternhaus zur Straße eilte, erblickte er zwei Angestellte des Ordnungsamtes auf Fahrrädern. Der erste Gedanke, der Josef durch den Kopf schoss war, dass beide ausgesprochen lächerliche Figuren abgaben. Einer der beiden war einigermaßen normal gebaut, der andere war unförmig und dick. Beide waren offensichtlich in dieselbe Größe des gleichen Radleroutfits gepresst worden, so dass der dicke einer schlecht gestopften, aus der Form geratenen Wurst glich. Zudem waren sie mit etlichen Utensilien behängt, die Josef nur in der Vielzahl wahrnahm und nicht im Einzelnen. Erst später dachte er darüber nach, was das alles gewesen sei? Schlagstöcke? Waffen und Handschellen? Pfefferspray? Er konnte sich tatsächlich nicht daran erinnern, ging aber davon aus, dass die seltsamen Gesellen kaum so

martialisch ausgerüstet gewesen sein dürften. Nicht, dass er es grundsätzlich ausschloss, aber er konnte nicht glauben, dass man diese beiden Knallchargen, wie Josef sie wahrnahm, derart hochrüsten und zu einer echten Gefahr für die Umwelt machen würde. Zu diesem Schluss kam er allerdings erst nach dem kurzen und wenig aufschlussreichen Gespräch.

„Darf ich fragen, was hier vorgeht, meine Herren?“ Josefs Ton zeugte von mangelndem Verständnis für den Vorgang, den er nicht einordnen konnte.

„Nichts, hier geht nichts vor sich“, stammelte der Dünne.

Josef musste einen Moment nachdenken, denn die Antwort war nicht das, was er erwartet hatte.

„Sie fotografieren die Baustelle. Das muss doch einen Grund haben? Dürfte ich den bitte erfahren?“

Wieder antwortete der Dünne, während er sein Fahrrad ausbalancierte, dass er zwischen den Beinen hielt, als brauche er es gleich als Fluchtfahrzeug.

„Das ist einfach nur eine Kontrollfahrt.“

Josef fühlte sich an diesem Punkt nicht mehr ernst genommen. Erinnerungen wurden wach an die Verhöre durch die Stasi, in denen man ihm durch Ignoranz seiner Person zu verstehen gab, dass er nicht das Recht habe, zu wissen was mit ihm geschieht.

„Ich verlange augenblicklich eine Erklärung von Ihnen, was Sie hier machen, wenn Sie mein Grundstück und meine Baustelle fotografieren.“

Jetzt meldete sich der dicke und augenscheinlich blödere Typ zu Wort.

„So wie man in den Wald hineinruft, so ... so ...schallt es auch raus.“

„Was wollen Sie mir damit sagen?“ Josef war verblüfft.

„Die Musik macht den Ton.“

Josef verbesserte: „Wenn schon, dann macht der Ton die Musik. Dennoch verstehe ich nicht, was Sie mir sagen wollen. Und schon gar nicht ist das eine Antwort auf meine Frage, was Sie hier eigentlich machen.“ Dumm frisst, soviel ist sicher, dachte Josef noch, als sich der dünnere der beiden wieder zu Wort meldete.

„Wir überprüfen nur die Einhaltung der vorgeschriebenen Ruhepause.“

Josef wurde langsam wütend, ohne sich jedoch im Ton zu vergreifen. „Und die Stille haben sie jetzt fotografiert? Fotografierte Stille als Beweismittel für oder gegen was?“

„Wir machen das im Auftrag von Frau Tödelwei, der Ordnungsamtsleiterin. Wir haben das überprüft und nun ist gut. Alles gut. Alles bestens...“

Er machte seinem dicken Kollegen ein Zeichen, beide stemmten sich in die Pedalen und radelten eilig davon. Josef sah ihnen fassungslos und voller Unverständnis nach, bis die Biegung am Ende der Straße sie seinem Blick entzog.

Josef trabte zurück und dachte an Frau Tödelwei, die Ordnungsamtsleiterin der Gemeinde und es erfüllte ihn mit Unbehagen. Zwei Jahre zuvor, die Gemeinde hatte die kleine Siedlung neu vermessen lassen, hatte Josef einen amtlichen Brief von Frau Tödelwei erhalten, in dem sie ihm vorwarf, er nutze illegal Gemeindeland. Josef war sich natürlich keiner Schuld bewusst, wartete einen Sprechtag des Amtes ab, setzte sich auf das Damenfahrrad seiner Mutter und radelte zum Sitz der Gemeinde. Dort bat er Frau Tödelwei um Aufklärung. Wie bereits erwähnt, hatte die Gemeinde die Siedlung, in der sich Josefs Grundstück befand, vermessen lassen. Seltsamer Weise fielen derartige Vermessungen immer zu Ungunsten von Josef aus und sein Grundstück schrumpfte stetig. So auch in diesem Falle. Der Vermesser hatte herausgefunden, dass ein schmaler Streifen neben der Straße der Gemeinde gehörte. Auf diesem schmalen Streifen stand eine beinahe abgestorbene Buchshecke, die Josefs Vater vierzig Jahre zuvor angepflanzt hatte und die in den letzten Zügen ihres Daseins lag. Josefs fiel es schwer, den Vorwurf zu begreifen. „Verstehe ich das richtig, dass, dadurch dass die fast tote Buchshecke auf dem schmalen Streifen Gemeindeland steht, von dem ich nicht wusste, von dem niemand wusste, dass es Gemeindeland ist, ich mich des Tatbestandes der illegalen Nutzung von Gemeindeland schuldig mache?“

Frau Tödelwei dachte nach. Ein paar Nebensätze weniger wären wohl für das Verständnis von Tödelwei mehr gewesen.

„Ja“, sagte sie endlich. Josef schnaufte gemächlich tief durch, um eine Pause zu gewinnen, um diesen Schwachsinn zu verstehen. War es normal, dass man in diesem Ort als Bürger immer als Feind begriffen wurde. Selbst der größte Depp müsste doch begreifen, wie unsinnig dieser Vorwurf war. Aber Josefs Affinität zur Literatur und dem Theater des Absurden hatte ihn längst gelassen genug gemacht, um zu akzeptieren, dass das nicht versteckte Kamera, oder einfach ein Witz war, sondern absoluter Beckettscher Ernst.

„Was kann ich machen? ... Ich werde die Hecke roden. Dann nutze ich den Streifen nicht mehr.“

Frau Tödelwei hätte jetzt einfach nur nicken brauchen und die Geschichte hätte ein Ende gehabt. Doch weit gefehlt. Ein Narr, wer glaubt, dass das so einfach ginge.

„Erst einmal müssen Sie einen Antrag stellen, die Hecke roden zu dürfen.“

Josef fragte nach. „Ich muss einen Antrag stellen, dass ich die von mir verschuldete illegale Nutzung von Gemeindeland beenden darf?“

„Richtig. Sie können das formlos machen.“

Josef starrte die fade Frau an, die er sich durchaus als Saunaaufsicht, jedoch nicht als Ordnungsamtsleiterin vorstellen konnte. Er war sich nicht sicher, ob sie meinte, was sie sagte. Schließlich resignierte er.

„Gut, ich werde diesen Antrag stellen. Ich bin noch zwei Wochen hier. Kann ich denn die Hecke schon jetzt roden, wenn Sie wissen, dass Sie mir die Genehmigung zur Rodung erteilen werden?“

„Sie können den Antrag stellen, aber roden dürfen sie die Hecke erst im September, bis dahin müssen wir auf die Insekten Rücksicht nehmen, die in der Hecke leben.“

Josefs Einwand, dass er, da er in Bayern arbeitete, gut 1800 km fahren müsse, um sein begangenes Unrecht in Recht zu verkehren, quittierte Frau Tödelwei mit einem schlichten Achselzucken. Josefs Glaube an die Vernunft wurde an diesem Ort hart geprüft.

Nach seiner Begegnung mit den Streifenhörnchen wollte er keine Zeit verstreichen lassen, griff zum Telefon und rief Frau

Tödelwei an. Tatsächlich erreichte er sie sofort und er spürte sofort, dass Frau Tödelwei dieser Anruf äußerst unangenehm war. Sie wusste augenblicklich, ehe Josef sich hinreichend erklärt hatte, worum es ging. Ihre Stimme war flattrig, was darauf schließen ließ, dass sie hochgradig gestresst war. Mit knappen Auslassungen, ohne Josef zu Wort kommen zu lassen, erklärte sie: „Ich unterstütze nur das Bauamt, das mich um Fotos gebeten hat. Das habe ich getan. Ich kann Ihnen dazu keine weiteren Auskünfte geben. Wenden Sie sich an Herrn Blomow vom Bauamt. Mehr habe ich Ihnen dazu nicht zu sagen. Auf Wiederhören.“ Dann legte sie auf und zurück blieb ein zutiefst verunsicherter Josef, der sich fragte, ob es bei Blomow für ein O nicht gereicht hat. Ihn amüsierte der literarische Insiderwitz trotz alledem für die Zeitspanne eines Augenaufschlags.

Blomow

Als sich Josef auf dem Bauamt der Gemeinde nach Blomow erkundigte, gab ihm die Sekretärin des Bauamtes eilfertig und mit seltsam entsetzten Augen zu verstehen, dass sich Blomow in einer Besprechung befände und sie nicht mit Bestimmtheit Auskunft darüber geben könne, wie lange diese dauern würde. Es schien, als hätte die Dame ihn in banger Erwartung am Horizont kommen sehen wie einen apokalyptischen Reiter. Zu viele Konjunktive, dachte Josef und gab ihr seinerseits zu verstehen, dass die Angelegenheit von Wichtigkeit sei und er warten würde. Kaum hatte er seinen Satz geendet, öffnete sich die Tür und zwei Herren kamen aus dem Büro des Bauamtsleiters, der sich persönlich an Josef wandte und sich nach seinem Begehren erkundigte. Josef stellte sich vor und gab zu verstehen, dass er unbedingt Herrn Blomow sprechen müsse. Kaum hatte Josef seinen Namen genannt, machte sich auf dem Gesicht des Bauamtsleiters ein unverhohlenes süffisantes Grinsen breit, als erinnere er sich an einen Witz, den die Männer gerade hinter der noch verschlossenen Tür

gerissen haben. Mit einer beinahe beiläufigen Handbewegung wies er auf einen etwa dreißigjährigen Mann von properer Gestalt. Das war Herr Blomow. Blomow forderte Josef auf, ihm in sein Büro zu folgen. Dort angekommen, wies er ihm freundlich einen Stuhl gegenüber dem Schreibtisch an. Josef war naiv genug, ihm sein Begehren in aller Weitschweifigkeit vorzutragen, als wäre sein Gegenüber völlig ahnungslos. Blomow ließ Josef ausreden und schaute ihn freundlich und aufmerksam an. Als Josef endlich fertig war und nun Aufklärung über die mysteriösen Vorgänge erbat, hob Blomow an.

„Es ist eine anonyme Anzeige gegen Sie eingegangen, dass Sie nicht gemäß der Baugenehmigung bauen. Ich habe lediglich Amtshilfe geleistet und diese anonyme Anzeige weitergeleitet an die nächst höhere Baubehörde, an Frau Lettlich.“

„Eine anonyme Anzeige? Sie wissen nicht, wer mich angezeigt hat und warum?“

„Sein Sie versichert, ich finde ein derartiges Vorgehen abscheulich und ich bin in meiner ganzen Laufbahn nur ein einziges Mal einer solchen Anzeige nachgegangen. Dabei handelte es sich tatsächlich um ein eklatantes Vergehen, das geahndet werden musste. Zu Ihrer Frage, selbst wenn ich wüsste, wer angezeigt hat, dürfte ich es Ihnen nicht sagen. Was den Inhalt der Anzeige betrifft, so werden Sie alles Weitere von Frau Lettlich erfahren.“

Josef überlegte angestrengt. Er war nun „so klug als wie zuvor“. Die Tatsache, dass er hier, auf dem Bauamt der Gemeinde, wo die anonyme Anzeige eingegangen ist, absolut nichts erfahren würde, irritierte ihn nicht nur, es machte ihn auch wütend. Dennoch riss er sich zusammen.

„Sie wollen mir also sagen ...“

„Verstehen Sie mich bitte“, unterbrach ihn Blomow, „ich leiste nur Amtshilfe, ich befasse mich inhaltlich nicht damit. Ich leite nur weiter. So ist es vorgeschrieben. Glauben Sie mir, so etwas ist seit Jahren nicht mehr vorgekommen und ich sage Ihnen ganz persönlich und unter uns, ich finde das absolut schäbig.“

‘Wie’, dachte Josef bei sich, ‘ist der Mann also auch nur ein

Opfer wie ich, denn ganz offensichtlich wollte er mir damit sagen, dass auch er Seelenqualen litt’.

„Also kann ich davon ausgehen, dass ich, wenn ich den Raum verlassen habe, nicht weiß, was hier eigentlich gegen mich vorliegt, noch, was gegen mich unternommen wird.“

Blomow lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl weit zurück, so dass sein Hang zur Dicklichkeit unübersehbar wurde.

„Hören Sie, so schlimm wird’s schon nicht werden. Vielleicht entpuppt es sich ja auch als ein Irrtum.“ Dann schnellte er wieder nach vorn und zog aus seinem Schreibtisch einen handgeschriebenen Zettel mit seiner Emailadresse und seiner Telefonnummer, die er Josef überreichte.

„Hier können Sie mich jederzeit erreichen, wenn Sie Fragen haben oder Hilfe brauchen.“

Josef schaute erstaunt auf den Zettel und realisierte, dass er tatsächlich handgeschrieben war. Wie kam es, dass ein Mitarbeiter eines Gemeindeamtes keine gedruckten Visitenkarten hatte. Schließlich kam Josef zu dem Schluss, dass es sich um eine vertrauensbildende Maßnahme handelte und er, Josef, Herrn Blomow als seinen Verbündeten in dieser Causa betrachten könne.

Das ließ ein wenig Hoffnung in ihm keimen und so machte er sich mit seinem Damenfahrrad auf den Rückweg zu seiner Wohnstatt und Baustelle. Während der Fahrt resümierte er und kam zu dem Ergebnis, dass das wohl der unangenehmste Tag in seinem Dasein als Bauherr war. Doch damit sollte Josef keinesfalls Recht behalten, denn es kam noch wesentlich schlimmer.

Kaum war er von Fahrrad gestiegen, als sein Telefon klingelte, genauer gesagt, es spielte die Anfangstakte von Jimi Hendrix’ „Voodoo Child“. Josef lehnte das Fahrrad an die verpackten Stehfalzdachplatten mit Schwedenstahlkern und rostschtützendem Beschichtung und nahm das Gespräch an. Es meldete sich die pneumatisch bedenkliche Stimme von Loretta Lettlich, die Josef noch nie zuvor gehört hatte. Er fragte sich, ob er mit einem Menschen oder einem Hochdruckbehälter telefonierte. Er hatte den Namen der Dame akustisch nicht verstanden und fragte nach. Doch Loretta Lettlich war schon

bei ihren beinharten Vorwürfen wider Josef, dass sie bereits zum zweiten Mal auf seinen Anrufbeantworter in Bayern gesprochen hätte mit der dringlichen, sehr dringlichen, sehr, sehr dringlichen Aufforderung, sich umgehend bei ihr zu melden. Warum er, Josef, dem nicht nachgekommen wäre, es handle sich schließlich um eine Amtshandlung? Josef entgegnete, er sei auf seiner Baustelle an der Ostsee, also annähernd 900 Km von seinem Anrufbeantworter entfernt. Frau Lettlich beeindruckte diese exkludierende Tatsache ganz und gar nicht und sie entgegnete, dass ihr das egal sei, denn schließlich hatte Josef diese Telefonnummer auf dem Bauantrag angegeben. Endlich konnte Josef eine kurze Pause im Sprachschwall Loretas nutzen, um erneut nachzufragen mit wem er es denn eigentlich zu tun habe.

„Hier spricht Loretta Lettlich, mit vier T, vom Kreisbauamt. Und gegen Sie liegt eine Anzeige vor, dass Sie widerrechtlich ein Gebäude abgerissen und neu errichtet haben. Ich spreche Ihnen hiermit einen Baustopp aus.“

Josef war aufrichtig verwirrt und versuchte zu verstehen.

„Also bisher habe ich nur nach der Baugenehmigung gebaut. Ich verstehe Sie nicht. Können Sie mir das genauer erklären?“

„Das muss ich nicht. Ich habe andere Informationen. Sie bekommen ein Dokument zugeschickt, in dem der Sachverhalt erklärt ist. Sie haben dann die Möglichkeit, darauf zu reagieren. Bis dahin ruht der Bau. Akzeptieren Sie den Baustopp? Werden sie sich daran halten?“

„Ja, ja sicher“, stammelt Josef, der am Boden zerstört war.

„Ich werde keinen Handschlag machen. ... hören Sie, können Sie nicht herkommen und alles selbst in Augenschein nehmen? Es kann sich nur um einen Irrtum handeln. Ich habe nichts abgerissen, das können Sie mir glauben. Ich bitte Sie inständig.“

Loretta Lettlichs Stimme erinnerte Josef an „Stahlgewitter“ von Ernst Jünger.

„Wo denken Sie hin, das kostet doch Unsummen. Ich muss ein Auto organisieren, einen zweiten Kollegen, da geht doch ein halber Tag drauf. Nein, nein.“

Josef erbot sich eifertig: „Ich würde Sie holen und auch wieder bringen.“

„Halten Sie den Baustopp ein und warten Sie auf die Zustellung des Dokuments. Es ist vielleicht schon in Ihrem Kasten. ... Tja, wenn Sie nicht erreichbar sind!“

Loretta Lettlich hatte das Gespräch großlos beendet.

Als Josef sein Telefon in die Hosentasche gleiten ließ und aufschaute, stand Karlsruhn vor ihm.

„Wir bringen jetzt die Dachhaut auf. Jetzt geht's los.“ Dabei lächelte er Josef an. Doch dann erstarb sein Lächeln, als er den leeren Blick Josefs bemerkte.

„Das glaube ich nicht.“ Karlsruhn schaute Josef ungläubig an und hob fragend die Schultern.

„Baustopp!“

Karlsruhn ließ die Schultern wieder sinken.

Loretta Lettlich

Es war ein ganz besonders schöner Tag für Loretta Lettlich. Endlich hatte sie wieder einmal richtig zupacken können und das hatte sie auch beherzt getan. Sie hatte Josef jetzt fest bei den Eiern, ihr stand diese Szene recht bildhaft vor Augen, obgleich sie Josef noch nie gesehen hatte, und sie war nicht gewillt, ihn wieder auszulassen, bis ihm die Augäpfel vor die Füße fallen würden. Und während sich auf Lorettas Gesicht, die in der Kantine des Bauamtes saß und gerade ein Jägerschnitzel verinnerlicht hatte, sie liebte diese fade Jagdwurst in kross gebratener Panade schon wegen des Namens, ein pervernes Grinsen ausbreitete, dachte sie unvermittelt an ihren Ehemann, der gerade in einem Getränkemarkt Regale einräumte. Er sollte heute Abend teilhaben an ihrem Glücksgefühl und vor allem an ihrer Erregung, die ihr selbst Gänsehaut bereitete. Die umsitzenen Kollegen wurden auf den seltsam blödsinnigen Gesichtsausdruck Lorettas aufmerksam und beobachteten sie verstohlen aus den Augenwinkeln. Loretta holte ihr Handy aus der Hosentasche, sie trug grundsätzlich Hosen, wählte

die Nummer ihres Mannes und lauschte.

„Retta, du bist es, ... du, ich hab im Moment gar keine ...“ Sie hasste diesen Kosenamen, sofern es einer sein sollte, denn irgendwann war ihr aufgefallen, dass sie lediglich der Tausch zweier Vokale gegeneinander von einer Ratte trennte.

„Halt die Klappe und hör zu! Es gibt was zu feiern heute Abend, bring was zu trinken mit aus deinem Laden und dann kannst du dich schon mal präparieren. Also um sechs ist alles bereit, du auch!“

Loretta wartete seine Antwort nicht ab und legte auf. Als sie aufschaute, musste sie feststellen, dass man sie erstaunt anstarrte. Sie schaute sich um und ließ ein herrisches „Was?“ vernehmen. Augenblicklich war sie wieder außerhalb des Fokus' ihrer Tischnachbarn. Jetzt drängte es sie, Vollzug an SuperMario zu melden und sie sandte ihm eine SMS. Der schickte ihr zum Dank ein Emoticon in Form einer Zunge.

Den Rest des Tages nahm sie sich frei von ihren eigentlichen Aufgaben. Sie versank in ihrem Schreibtischstuhl und schaute auf ihrem Smartphone einige Folgen einer Serie, die im Frauenknast spielte.

Gegen 17.00 Uhr beschloss sie endlich, ihrem Arbeitstag den Rücken zu kehren und in ihr Feierabendvergnügen einzutauchen. Das läutete sie mit einem ausgedehnten Spaziergang durch den Stadtpark ein, wo sie sich an eine Zeile aus dem Lied des österreichischen Poeten namens Georg Kreisler erinnerte.

„Schau, die Sonne ist warm und die Lüfte sind lau, gehen wir Tauben vergiften im Park ...“

Sie konnte jetzt schon unmöglich nach Hause gehen, denn sie musste ihrem Mann Detlef die Möglichkeit geben, sich und den Abend vorzubereiten. Also ließ sie eine Stunde verstreichen, in der sie auf einer Parkbank in der Sonne vor sich hin döste und darüber nachdachte, warum die Stadt nichts gegen das ganze Ungeziefer, die Tauben, Enten etc. unternahm. Wenn sie was zu sagen hätte ...

Endlich erklang von der nahe gelegenen Kirche der Glockenschlag, der anzeigte, dass es 18.00 Uhr war. Sie brach nach Hause auf.

An der Tür des kleinen gesichtslosen Reihenhauses zog sie den Schlüssel aus der Tasche. Doch ehe sie ihn ins Schloss einführen konnte, wurde von Innen aufgeklinkt, die Tür jedoch nicht geöffnet. Loretta Lettlich versetzte der Tür einen sanften Stoß, die sich etwa bis zur Hälfte öffnete und dann auf einen Widerstand stieß. Loretta trat ein, ohne sich umzuschauen. Sie hörte, wie die Tür ins Schloss fiel und beinahe zeitgleich donnerte sie schrill: „Auf die Knie, du Drecksack!“

Langsam wendete sie sich um. Vor ihr, auf den Knien hockte Detlef. Er trug eine Lackkombi, die an bayerische Lederhosen mit Trägern erinnerte, nur dass das Gesäß samt Gemächt ausgespart war. Letzteres baumelte hilflos zwischen den dünnen unmuskulösen Beinen herum. Zwischen den Zähnen hielt Detlef eine Reitpeitsche.

„Bei Fuß, du widerliche Kreatur.“ Und während Loretta langsam und gemessenen Schrittes in das Wohnzimmer schritt, kroch Detlef gehorsam auf allen Vieren hinter ihr her. Im Wohnzimmer lag Lorettas Dominakostüm fein säuberlich ausgebreitet. Auf dem Tisch stand in einem Sektkühler eine Flasche Rotkäppchen Sekt (Süß) und ein Glas. Vor dem Tisch stand ein Hundnapf. Loretta begann sich zu entkleiden, ließ die Sachen zu Boden gleiten und Detlef rutschte eilfertig hin und her und räumte ihre Kleidung ordentlich weg. Schließlich war Loretta in ihren Anzug geschlüpft, was ihr einige Anstrengungen abverlangte, denn der Latexanzug, der Reißverschlüsse an der Vagina und an den Brüsten aufwies, war figurbetont geschneidert, jedoch nur bedingt elastisch. Die Figur indes war Loretta längst verlustig gegangen, was sie allerdings nicht zuzugeben bereit war. Also trat sie den Gegenbeweis an und nach gut zehn sehr schweißtreibenden Minuten hatte sie wieder die Figur, zumindest in dem Anzug. Der Preis dafür war allerdings eine permanente Atemnot. Jetzt entkorkte sie die Flasche und schenkte sich ein Glas ein. Etwa die gleiche Menge Sekt goss sie in den Hundnapf. Detlef beobachtete aufmerksam und wackelte dabei freudig erregt mit dem Hinterteil. Wann er trinken durfte, war indes sehr ungewiss.

Loretta nahm einen Schluck und machte eine Geste, Detlef

möge sich ihr nähern. Sie nahm ihm die Reitpeitsche aus dem Mund und tätschelte Detlef damit die Wangen.

„Wollen wir mal schnuppern, was der Preis heute sein könnte, wenn der Drecksack gehorsam ist?“ Detlef rollte zustimmend mit den Augen. Loretta öffnete erst langsam ihre Schenkel, dann den Reißverschluss und gab ihre dünnen, lang herabhängenden Schamlippen preis.

„Will der Drecksack mal dran schnuppern?“ Wieder rollte Detlef zustimmend mit den Augen und kroch langsam, sehr langsam näher, denn über ihm hing die Reitpeitsche gefährlich in der Luft.

„Und wehe, wir lecken daran.“ Detlef tauchte bis auf ganz wenige Zentimeter vor Loretta's Scham in den Winkel ihrer Schenkel ein. Langsam ließ sie die Peitsche auf sein Gesäß sinken, die unbändige Lust, sie kraftvoll auf ihm nieder klatschen zu lassen, unterdrückend. Es war noch nicht der Moment, denn Detlef, so gut kannte sie ihren Mann, rechnete damit. Er rechnete immer mit Attacken, verbaler oder auch physischer Natur. Und er liebte es. Als er das erste Mal von blutunterlaufenen Striemen übersät auf ihrem Bettvorleger schlafen durfte, wusste er, dass sie die Frau seines Lebens war. Loretta schob ihn mit der Peitsche geradezu zärtlich wieder von sich und schloss ihre Schenkel wieder.

„Sitz! ... Haben wir uns auch schön den Popo geputzt?“ Detlef nickte.

„Und das soll ich glauben?“ Detlef nickte erneut.

„Das wollen wir doch mal überprüfen. Wir lieben es, zu überprüfen und wir lieben es, zu bestrafen, wenn wir feststellen müssen, dass es nicht stimmt?“ Sie sprach plötzlich von sich in der dritten Person, war nun in ihrer Rolle der Gebieterin angekommen.

„Dreh dich um. ... Dreh dich um, habe ich gesagt.“

Detlef folgte ihren Anweisungen und bot ihr sein Hinterteil dar.

„Und jetzt machen wir schön artig den Herabschauenden Hund und dabei die Beinchen schön breit. Du mieser kleiner Drecksack.“

Detlef bäumte sich auf, drückte die Knie der gespreizten Beine durch und wie in einem Glockenturm baumelte im spitzen Winkel seiner mageren Schenkel sein langer Hodensack nebst winzigen Penis. Loretta nahm die Peitschenspitze in die andere Hand und spannte das mit Glasfieber verstärkte Schlaggerät. Dann zielte sie kurz und ließ die Spitze nach vorn schnellen, die absolut präzise den Hodensack traf. Es brauchte eine winzige Weile, bis der Schmerz in Detlefs Gehirn ankam und ein markerschütterndes Geheul auslöste. Er stürzte auf die Knie zurück und fegte wie eine gesengte Sau auf allen Vieren mehrmals um den Wohnzimmertisch. Loretta lachte schrill und befreit: „Und manchmal strafen wir auch, wenn wir festgestellt haben, das alles rechtens war.“ Die Party war eingeläutet und die beiden hatten ihren Spaß.

Josef

Während Loretta Lettlich und ihr Mann ihre etwas andere Party feierten, die noch lange ging und so exzessive Züge annahm, dass Detlef am nächsten Tag außer Stande war auch nur einen Kasten Bier zu tragen, da er wegen seiner schmerzenden Hoden kaum ein Bein vor das andere brachte, lag Josef in seinem Bungalow, starrte an die Decke und versuchte zu verstehen. Das Problem, dem er sich scheinbar unüberwindbar gegenüber sah, war, dass jedem Handeln ein vernünftiger Grund innewohnte. Er konnte keinen entdecken. Weder wusste er, was man ihm vorwarf, noch kannte er die Frau, die ihm jetzt so gnadenlos das Knie in den Nacken stemmte. Er war ihr nie begegnet und die Möglichkeit sich miteinander in Einvernehmen zu setzen und den Sachverhalt, so es einen geben sollte, gemeinsam in Augenschein zu nehmen, hatte sie mit wenig triftigen und noch weniger plausiblen Gründen ausgeschlagen. Josefs grundsätzliches Problem war seine Denkungsart, die einfach nicht zuließ, dass es auch Handeln ohne kalkulierten Grund, also nur aus einer pervertierten Lust heraus gab. Nicht, dass er sich mit

gesellschaftlich abwegigen Persönlichkeiten nicht auskannte, er hatte seinen Donatien Alphonse Françoise, Comte de Sade und auch seinen Leopold von Sacher-Masoch wohl studiert. Er war mit „120 Tage von Sodom“ ebenso vertraut wie mit der „Venus im Pelz“. So weit entfernt von der eigentlichen, fälschlicher Weise auch „normal“ genannten Natur des Menschen sich die Figuren in diesen Werken auch gebärdeten, ihre Motive und Beweggründe waren durchaus nachvollziehbar und somit verständlich. In Josef arbeitete es beinahe die ganze laue Augustnacht über, doch er konnte das Ende des Ariadnefadens nicht zu packen kriegen, das ihn vielleicht aus diesem gedanklichen Labyrinth hätte herausführen können und es war, als rebootete sein Geist unentwegt aufs Neue, doch das Betriebssystem kam nicht an den Punkt, wo es lief. Und so lief Josefs Geist heiß an einem Problem, das er nicht lösen konnte, weil ein grundlegender Fehler darin steckte, den allerdings nicht er machte.

Er, der so gern lustvoll frühstückte, für ihn war es die wichtigste Mahlzeit des Tages, schlürfte seinen Cappuccino, dessen Milchschaum, kaum hatte er die Tasse auf den Tisch gestellt, schnell zusammen gefallen war und sich in einen schleimigen, widerwärtigen Film verwandelt hatte. Er schüttete die Hälfte des so aufwendig zubereiteten Getränks in den Ausguss seiner Spüle und beschloss, in seinen Briefkasten zu schauen, ob das von Frau Loretta Lettlich mit vier T in Aussicht gestellte Schreiben angekommen sei. Es durchfuhr ihn wie ein Blitzschlag, als er das Türchen des weißen Blechkastens öffnet und einen gelben Umschlag darin erblickte. Der Umschlag war unfrankiert und das erklärte auch, warum er bereits so früh am Tag angekommen war. Post dieser Art löste bei den meisten Menschen, die so einen Brief schon einmal bekommen hatten, einen kurzzeitigen Atemstillstand aus. Derartige Briefe werden nicht von der Post, sondern von eigens dafür auserkorenen Boten der Verwaltung gebracht. Nicht selten zu einer Unzeit. Josef, der sich für einen kurzen, sehr kurzen Augenblick wie sein Namensvetter Josef K. in Kafkas „Prozess“ fühlte, nahm den Brief und trug ihn, als wäre er radioaktiv kontaminiert,

vor sich her bis in den Bungalow. Er legte ihn auf den Tisch, setzte sich und starrte ihn an. Dann, als er begriff, dass bloßes Anstarren ihn nicht weiter bringen würde, erhob er sich und holte aus der Schublade des Geschirrschranks das lange spitze Brotmesser. Ob es tatsächlich ein Brotmesser war, wusste Josef eigentlich nicht. Für ihn war es eins, denn solange er denken konnte, hatte seine Mutter dieses Messer benutzt, wenn sie das Brot, den dreipfunds schweren Laib mit der Linken an die Brust gepresst, schnitt. Josef machte eine fahrige Bewegung, als wollte er dieses Bild wie eine lästige Mücke verscheuchen. Vermutlich war es eine unbestimmte Angst, die ihn an seine Mutter denken ließ, denn als sie noch das Brot schnitt, war Josef in der Geborgenheit der mütterlichen Obhut aufgehoben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er musste den Brief öffnen. Beherzt schob er das spitze Messer in den schmalen Schlitz und mit einem kraftvollen Schnitt durchtrennte er das Papier. Als er den Inhalt herauszog, waren es zwei gefaltete Blätter. Überschriften war das Deckblatt mit „Bauaufsichtliche Überprüfung“. Sorgsam las er Zeile für Zeile. Darin teilte man ihm mit, er habe widerrechtlich einen Abriss getätigt und einen Neubau errichtet. Darunter waren zwei Bilder, eine Luftbildaufnahme und ein Lageplan. Und es waren zwei dicke farbige Pfeile eingezeichnet, die das betreffende Gebäude, das Josef abgerissen und wieder aufgebaut haben sollte, bezeichneten. Er starrte auf das Papier, erhob sich, verließ den Bungalow und starrte in alle Himmelsrichtungen. Es wollte sich keine Erkenntnis einstellen. Also ging er zurück in den Bungalow und studierte erneut die beiden Bilder. Es bestand kein Zweifel, in diesem Schreiben bezichtigte man ihn, den Bungalow in den letzten vier Wochen abgerissen und wieder aufgebaut zu haben, was ihn um so mehr irritierte, weil er zudem noch während dieser ganzen Zeit darin gewohnt hatte. Und ganz plötzlich und unvermittelt keimte so was wie Hoffnung in Josef. Ganz augenscheinlich lag hier ein Irrtum vor. Als Josef die beiden Blätter auf der Fichtenholzplatte seines Tisches glatt strich, bemerkte er, dass seine Hände zitterten. Schnell schob er sie zwischen seine Schenkel und presste diese zusammen,

in der Hoffnung, die Erregung möge aus ihnen weichen. Er atmete tief gegen seine Unentschlossenheit an. Das wäre der geeignete Moment, Frau Loretta Lettlich mit vier T anzurufen, um ihr zu sagen, dass es sich doch um einen Irrtum handele. Gute fünf Minuten vergingen, ehe Josef entschlossen seine Hände aus der Umklammerung seiner Schenkel befreite und sein Handy hervorholte. Er tippte die Nummer von Loretta Lettlich ein und wartete.

Barsch und kräftig erklang die Stimme von Frau Lettlich, denn sie hatte eine gute und erholsame Nacht gehabt wie ein Vampir nach einem Blutbad: „Lettlich, Kreisbauamt!“

Josef gab sich zu erkennen.

„Ach, Sie, ... Haben Sie das Schreiben erhalten?“

„Deshalb rufe ich an.“ Josef rang um Fassung, denn so, wie er sie bisher kennengelernt hatte, war er gegenwärtig, dass Frau Lettlich keinen Widerspruch duldete.

„Ja?“ Ihre Stimme verriet Ungeduld.

„So wie ich das sehe, handelt es sich hier um einen Irrtum. In dem Schreiben ...“

Tatsächlich unterbrach sie ihn, noch ehe er begonnen hatte, sich zu erklären.

„Es handelt sich ganz gewiss um keinen Irrtum, denn ich habe die entsprechenden Informationen vorliegen!“

„Nun, wenn Sie erlauben“, Josef rang um Fassung, „es muss sich um einen Irrtum handeln, denn Sie werfen mir vor, ein Gebäude abgerissen und wieder aufgebaut zu haben, in dem ich in den letzten vier Wochen gewohnt habe. Von einem Abriss und einem Wiederaufbau müsste ich also etwas mitbekommen haben. Ich habe diesen Bungalow vor gut zwei Jahren renoviert und modernisiert. Ich habe aber am Äußeren absolut nichts verändert. Abgerissen habe ich Teile des Nebengelasses, und das geschah, mit Verlaub, gemäß dem Bauplan. Ich sehe also keinen Grund für einen Baustopp. Vielleicht sollte man, wenn es sich um eine anonyme Anzeige handelt, wie mir von Herrn Blomow vom hiesigen Bauamt mitgeteilt wurde, den Sachverhalt doch erst einmal prüfen, ehe man Sanktionen von solcher Schwere verhängt.“

„Wollen Sie mir erklären, wie ich meinen Job zu machen

habe? Sie haben abgerissen, das weiß ich, also versuchen Sie mich nicht zu hintergehen, das kann sehr teuer für Sie werden.“

Josef schnappte nach Luft, angesichts der Unzugänglichkeit dieser Frau.

„Das liegt mir fern. Aber vielleicht sollten wir uns erst mal darauf einigen, worüber wir hier reden. Was in Ihrem Brief steht, und diese Angaben sind die Basis des von Ihnen ausgesprochenen Baustopps, ist schlichtweg falsch und völlig aus der Luft gegriffen. Ich kann Ihnen gern Fotos schicken, die alle Vorgänge belegen, damit Sie sehen, dass Ihre Vorwürfe an der Realität vorbeigehen.“

Josef lauschte in die Stille auf der anderen Seite. Natürlich war für Loretta Lettlich klar, dass Josef lügt, sie war sich nur nicht im Klaren, in welchem Ausmaß. Manchmal lügen die Leute ja auch, ohne es zu wissen! Mit dieser Ansicht stand Loretta Lettlich zwar ziemlich alleine da, denn Lüge ist stets mit einem Vorsatz verbunden, ansonsten ist es Unwissenheit oder bestenfalls Hörensagen, doch das kümmerte sie nicht im Geringsten.

„Schicken Sie mir die Bilder, wenn Sie glauben, damit etwas ändern zu können.“

„Und was ist mit dem Baustopp? Der Neubau hat doch mit dem Bungalow gar nichts zu tun.“ Josef hoffte inständig, sie möge Gnade vor Recht ergehen lassen. Er sollte noch begreifen, mit wem er es bei Frau Lettlich zu tun hatte.

„Der Baustopp bleibt bestehen. Und ich warne Sie ...“

Loretta Lettlich

Loretta Lettlich betrachtete ein Foto nach dem anderen, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit in ihrem E-mailkasten eingingen. Irgendwie fühlte sie sich unwohl, denn sie hatte ernsthaft Probleme, sich zu orientieren. Der von ihr bezeichnete Bungalow befand sich nicht einmal im Baufenster, hatte tatsächlich nichts mit dem Neubau zu tun. Doch es war

nicht ihre eigene Unzulänglichkeit, die sie irritierte, sich selbst betrachtete sie als über jeden Zweifel erhaben, es war vielmehr die ungenaue, oder vermeintlich ungenaue Angabe in dem anonymen Schreiben von SuperMario.

„Dieser Armleuchter“, gemeint war Josef, „unterstellt mir Fehler. Das wirst du mir büßen“, brummelte sie in ihren nicht unbedingt dezenten Damenbart.

‘Unsereiner trägt eine gewaltige Verantwortung und wenn er sich dann mal vertut, dann ist das Geschrei groß’, setzte sie ihren selbstreflektorischen Monolog lautlos fort.

Endlich tauchte ein Bild auf, auf dem das Fragment einer Wand zu sehen war. Eilig orientierte sie sich auf dem Bauplan. Und wieder erklang die Eingangsbenachrichtigung, ein fallender Wassertropfen. Schnell öffnete Loretta Lettlich das Bild und malte ein großflächiges Grinsen auf ihr slawisch breites Gesicht. Auf diesem Bild konnte man sehen, dass die Wand umgestürzt war, und zwar von einem kleinen Bagger, der zum Einsatz gekommen war, die Sandplatte vorzubereiten. Tatsächlich hatte Josef in der Email, als dessen Anhang das Bild verschickt worden war, erklärt, dass es sich um einen bedauerlichen Unfall handele, der während seiner Abwesenheit geschehen war.

Wieder erklang der Ton, der den fallenden Wassertropfen imitierte und jetzt wurde Loretta Lettlich von einer leichten Erregung erfasst. Als sie das nächste Bild geöffnet hatte, lehnte sie sich triumphierend zurück.

„Jetzt habe ich dich, du Riesenarschloch.“ damit meinte sie Josef, der nicht ahnen konnte, dass er Loretta Lettlich gerade mit den notwendigen Beweisen ausgestattet hatte, ihn jetzt auch nach den Buchstaben des Gesetzes festzunageln. Und das tat sie denn auch mit äußerster Beflissenheit.

„Und neu errichtet, die zwei Wände. Auch noch in Holzrahmenbauweise. Und das ohne Baugenehmigung! Jetzt bist du fällig.“

Ohne viel Aufheben lud sie das Dokument „Bauaufsichtliche Überprüfung“, das sie bereits an Josef geschickt hatte, wieder hoch und setzte nun die relevanten Fakten ein. Sie kopierte als Beweismittel das von Josef geschickte Foto ein und druckte

das Dokument aus. Dann unterschrieb sie es und schob es genüsslich in ein gelbes Kuvert.

Josef besprach zur selben Zeit mit Karlssohn den Fortgang der Bauarbeiten, die ja nun nicht fortgingen, sondern stagnierten. Immerhin war Josef nach diesem gewaltigen Schock erst einmal etwas entspannter, um nicht zu sagen zuversichtlicher. Nein, zuversichtlicher wäre dann doch übertrieben. Er wägte ab und kam zu dem Ergebnis, dass Frau Loretta Lettlich, nachdem ihr dieser peinliche Fauxpas passiert war, sicherlich etwas milder gestimmt sei und sie früher oder später den Baustopp widerrufen würde.

„Ich denke, in zwei, drei Tagen können wir das Dach mit den Stehfalzplatten eindecken. Das wird sich bestimmt ganz schnell auflösen“, so Josef. Karlssohn schaute in den stahlblauen und wolkenlosen Himmel.

„Das könnte nicht schaden“, sinnierte er, „das Wetter soll zum Ende der Woche kippen. Vielleicht fragen sie noch mal nach im Bauamt.“

Josef nickte, wobei ihn augenblicklich Unbehagen beschlich. Telefonate mit Loretta Lettlich warfen ihn emotional mehr aus der Bahn als beispielsweise die Rede Sean Connerys vor dem College-Tribunal in der Rolle des Literaten William Forrester in „Finding Forrester“. Und da wurde Josef jedes Mal von wahren Heulkrämpfen geschüttelt. Die Gespräche mit Loretta Lettlich hatten etwas Existentialistisches. Josef musste an Albert Camus' Mersault denken, der Mann, der an einem algerischen Strand einen Araber erschossen hatte und der in einer Gefängniszelle auf seine Hinrichtung wartete. Nur fühlte sich Josef wie der Araber und in Loretta Lettlich sah er Mersault, ihre unbegreifliche Indolenz seinem Vorhabens gegenüber, er wollte sich doch nur ein kleines Häuschen bauen und dabei alles richtig machen, hatte ihn von der ersten Minute an in Schrecken versetzt. Doch er wusste, dass kein Weg an Loretta Lettlich vorbei führte, was eben das Existentialistische daran ausmachte, und so begab er sich wieder in den Bungalow, um zu telefonieren.

Kaum hatte sich Josef am Telefon zu erkennen gegeben und nachgefragt, wie es sich denn nun, angesichts des Irrtums,

in seiner Angelegenheit verhalte, unterbrach Loretta Lettlich ihn so barsch, wie es Josef eigentlich nicht anders kannte.

„Nein, Sie haben gegen die Baugenehmigung gebaut. Sie haben eine Wand abgerissen, damit den Bestandschutz eingebüßt, und in Holzrahmenbauweise wieder errichtet. Damit haben Sie einen Neubau getätigt, für den Sie keine Baugenehmigung haben.“

„Aber die Wände entsprechen doch haargenau den Wänden in der Baugenehmigung, ich habe weder breiter, noch länger, noch höher gebaut. Ich habe ...“ Wieder kam Josef nicht zu Ende.

„Ich habe keine Lust weiterhin mit Ihnen darüber zu diskutieren. Es mögen hundertmal identische Wände sein, sie sind ein Neubau und dafür haben Sie keine Baugenehmigung.“

„Dann geht es nicht darum, dass ich mir ein Haus baue, dass ich meine Bedürfnisse als Bauherr befriedige, sondern darum, dass ich Sie und den Buchstaben des Gesetzes ...“ Josef biss sich auf die Unterlippe. Er hatte ganz augenscheinlich die Kontrolle verloren; er hatte, während die Monarchin durch den Raum schritt, aufgeschaut und sie angeblickt, um ihr hässliches Antlitz zu erblicken, von dem er nichts gewusst hätte, wäre er devot geblieben.

„Sie haben einen Baustopp, und zwar unwiderruflich bis Sie eine neue Baugenehmigung haben. Und die beschaffen Sie sich erst einmal.“

Jetzt ging Josef aufs Ganze und setzte noch einen drauf.

„Wissen Sie, Frau Lettlich, seit ich mit Ihnen zu tun habe, fühle ich mich wie ein Krimineller.“

Die Antwort kam prompt: „Das steht Ihnen frei.“ Das unverschämte Grinsen der Frau war am Telefon nicht hörbar. Sie legte, wie es ihre Art zu sein schien im Umgang mit Delinquenten wie Josef, grußlos auf.

Josef war nach diesem Telefonat randvoll mit Adrenalin und es drängte ihn, jetzt sofort etwas zu unternehmen. Er beschloss, Frau Dröse anzurufen, um bei ihr in Erfahrung zu bringen, wie er denn weiter zu verfahren habe, um Loretta Lettlich zufrieden zu stellen.

„Ja, ich habe schon Kenntnis von dem Baustopp. Frau Lettlich hat sich bei mir ihre Unterlagen geholt. Sie müssen Ihren Architekten bemühen, dass er einen Nachtrag zur Baugenehmigung macht. Das ist im Grunde keine große Sache. Er markiert die beiden Wände farblich und schreibt in die Legende, dass es sich um einen Neubau handelt. Ich werde die Sache so schnell wie möglich bearbeiten. Das verspreche ich Ihnen.“

Josef war derart gerührt von der Aussage, dass er über ein schlichtes, aber höchst aufrichtiges „Danke“ nicht hinauskam. Das klang zumindest nicht nach dem Dreißigjährigen Krieg, mit dem Josef, eingeschüchtert wie er war, schon gerechnet hatte.

Sparlich und Kollegen

Architekt Sparlich wand sich wie ein Aal. Immer wieder schubste er kleine Steine in dem staubigen Sand hin und her. Es hatte gut zehn Tage nicht mehr geregnet und wegen der Bauarbeiten und des Verkehrs auf der kleinen Baustelle mit schweren und schwersten Lastkraftwagen war die Grasnarbe beinahe völlig zerstört. Der leiseste Windhauch wirbelte den dünnen Ostseesand auf und trug ihn in Schwaden davon. Dennoch hoffte Josef, dass das Wetter so trocken bleiben würde, denn der Bau war ungeschützt und jeder Witterung ausgesetzt. Josef hatte, insbesondere nach dem Gespräch mit Frau Dröse, immerhin das Zutrauen, dass Schlimmeres verhindert werden könnte und das Dach baldmöglichst gedeckt wäre.

„Ach, wissen Sie, ich wollte das Projekt von Anfang an nicht machen. Und irgendwie habe ich nun ganz und gar die Lust daran verloren. Ich habe auch noch andere Sachen zu tun. Das nimmt ja praktisch kein Ende...“

Josef glaubte, nicht richtig zu hören. Ihm war schon aufgefallen, dass Sparlich durchaus divenhaft sein konnte, aber er hatte das immer als temporäre Koketterie gesehen, im

Grunde nicht einmal unsympathisch. Josef mochte Menschen mit Ecken und Kanten und Sparlich war so einer, wenngleich sich das nicht unbedingt in seinen architektonischen Entwürfen spiegelte.

„Frau Dröse hat mir versichert, dass es keine große Sache sei. ...“

Sparlich wackelte mit dem Kopf wie eine Gliederpuppe, als sei er über dieser Aussage zutiefst entgeistert.

„Was weiß denn Frau Dröse, ... Ich muss das doch alles neu zeichnen, dafür brauch ich eine ganze Woche und am Ende habe ich dann unterm Strich für einen feuchten Händedruck gearbeitet.“

Josef beeilte sich einzuwerfen, dass er keineswegs erwarte, dass Sparlich das umsonst machen würde.

„Bitte, Herr Sparlich, lassen Sie mich jetzt nicht im Stich. Es ist doch auch Ihr Projekt. Ich bitte Sie inständig. Ich bin verrätzt, wenn Sie mich jetzt hängen lassen.“

Nach einer künstlich gestreckten Pause und einem krampfartigen Achselzucken ließ Sparlich Josef wissen: „Bitten Sie doch Karlssohn. Der ist doch ihr Baubeauftragter.“

Josef traute erneut seinen Ohren nicht. Sparlich war der erste, der von dem Baustopp durch Josef erfahren hatte und seine Empörung über diesen „Kinderkram“, wie er es nannte, schien aufrichtig und resolut. Es gab sogar einen kurzen Moment, in dem Josef daran dachte, den anonymen Denunzianten anzuzeigen wegen Verleumdung. Sparlich fand die Idee, angesichts der Unterstellung von Seiten des Amtes, in persona Loretta Lettlich, Josef hätte den Bungalow abgerissen und illegal wieder errichtet, sehr reizvoll, würde doch auf diese Weise möglicherweise die Identität des maliziösen Gesellen ans Tageslicht gelangen. Das hätte dann vielleicht sogar eine abschreckende Wirkung. Doch nun war klar, dass das Amt, insofern es die Identität kannte, wovon übrigens jeder, der Kenntnis von der Geschichte bekam, ausging, den Denunzianten unbedingt schützen würde. Dabei spielte es ganz augenscheinlich absolut keine Rolle, ob es einfach nur eine feige, hinterhältige und niederträchtige Intrige ohne jeglichen Nutzen und ausschließlich zum Schaden des

Denunzierten war oder ob es im Interesse der Gesellschaft geschah und zum Schutz der öffentlichen Ordnung, wovon in diesem Fall ja beileibe nicht ausgegangen werden kann, da sie zu keinem Zeitpunkt gefährdet war. Darum betrachtete Josef Sparlich auch als einen Verbündeten, der dasselbe Interesse an einem reibungslosen Ablauf der Bauarbeiten haben müsste. Und nun stellte sich heraus, dass Sparlich ihn wegen gekränkter Eitelkeiten einfach hängen ließ.

„Wollen Sie mir ernsthaft sagen, dass Sie an diesem Punkt nicht mehr weitermachen wollen?“

„Jaaa“, knurrte Sparlich, „wie gesagt, mir ist das zu viel Arbeit und außerdem habe ich jetzt sowieso keine Zeit. Ich hab ein Projekt, wo ich zwei Wochen eingebunden bin. Also, nee, ich mach das nicht. Sie können ja in zwei Wochen noch mal anfragen.“

Also sprach Sparlich, bestieg seinen bayerischen SUV, fuhr davon und ließ einen am Boden zerstörten Josef zurück. Hatte der Mann keine Ehre im Leib, ein Projekt in der sensibelsten und fragilsten Phase einfach zu verraten wegen gekränkter Eitelkeit? Dabei hatte Josef geglaubt, Sparlich, der unentwegt darüber jammerte, dass er kaum Zeit habe und dass ihm das Projekt ohnehin nicht liege, einen Gefallen zu tun, wenn er Karlssohn bat, die Bauaufsicht zu führen. Josef fühlte sich, als hätte man ihm ein Messer in den Rücken gerammt und im Grunde stimmte das Bild vom Dolchstoß auch, denn es hätte beileibe keinen wirkungsvolleren und verheerenden Zeitpunkt geben können.

An diesem Abend gab sich Josef seiner Verzweiflung und auch dem Wein in uneingeschränkter Ergebenheit hin. Als er am Morgen erwachte, hämmerte es dumpf in seinem Schädel. Es dauerte einige Zeit, bis er realisierte, dass das sphärische Dröhnen nicht in seinem Kopf passierte, sondern dass schlichtweg nur von außen an die Bungalowtür geklopft wurde. Draußen stand Karlssohn, der sofort verstand. Es gibt Momente, da verstehen Männer sich wortlos. Da ist es vollkommen akzeptabel, wenn sich einer einen Rausch angesoffen hat ganz nach der Devise von Hubert von Goisern.

„I halt des nimmer aus, I sauf mi nieder.“

Auch Karlssohn zeigte tiefe Betroffenheit, als Josef vom Ausstieg Sparlichs berichtete. Langsam wurde es schwierig, sich des Gefühls zu erwehren, hier ginge alles gehörig den Bach runter. Doch Karlssohn war ein Mann der Tat, der, wie Josef immer wieder hatte erfahren dürfen, für alles eine Lösung hatte oder mit einiger Anstrengung eine fand. Er ließ Josef mit seinem Elend alleine, bestieg sein Auto und fuhr davon. Josef versuchte indes, zum Status quo eines zivilisierten und ansprechbaren Menschen zurückzukehren. Er nahm eine ausdauernde Dusche und da seine Warmwasservorräte auf gerade einmal 30 Liter beschränkt waren, fiel das morgendliche Bad überwiegend kalt aus.

Josef war noch dabei, seinen allmorgendlichen Cappuccino zu schlürfen, als Karlssohn wieder auftauchte.

„Ich habe ein Architekturbüro, das es eventuell machen würde. Das Problem ist, dass Sparlich ausschließlich analog arbeitet, also alles per Hand gezeichnet hat. Das Architekturbüro muss Sparlichs Zeichnungen in den Computer bringen, um sie mit ihrem Programm bearbeiten zu können. Das kostet Zeit und auch Geld.“

Für Josef war das allemal eine gute Nachricht, egal, was es nun kostet und wie lange es dauert, wenn es denn überhaupt bewerkstelligt wird.

Noch am selben Tag erhielt Josef einen Anruf von dem Architekturbüro Niemeier & Rohe. Man bat ihn, am nächsten Tag selbst vorbei zu schauen, wollte den Rest des Tages nutzen, um sich bei den Ämtern der Gemeinde und des Kreises über den Fall kundig zu machen.

Als Josef am nächsten Morgen vor dem Architekturbüro stand, wurde er von einer sympathischen, nordisch-herben Dame empfangen, die sich mit Rohe vorstellte. Ihren Partner, der am Schreibtisch saß und arbeitete, und auf den sie mit einer beiläufigen Handbewegung hinwies, titulierte sie als „vorlageberechtigt“. Sein Name war Niemeier. Niemeier nickte freundlich und Josef erwiderte den unkonventionellen Gruß.

„Wir haben uns mit dem Fall beschäftigt, und ich sage Ihnen ganz aufrichtig, dass wir die Angelegenheit und vor allem

die Vorgehensweise als absolut skandalös empfinden. Das ist, neben der Intervention durch Herrn Karlsson zu Ihren Gunsten, auch der Grund, warum wir es machen. Ihnen muss geholfen werden. Ich muss Ihnen aber gleich sagen, dass wir diese Angelegenheit irgendwie dazwischen schieben müssen, es kann also ein paar Tage dauern. Wir müssen die Pläne von Herrn Sparlich erst digitalisieren, ehe wir sie bearbeiten können. Sagen Sie, warum macht Herr Sparlich es nicht?“

Josef holte tief Luft und noch ehe er sich dazu äußern konnte, was ja eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit war, da er über die Gründe von Sparlichs Ausstieg aus dem Projekt ja nur mutmaßte, hob Frau Rohe unvermittelt und abwehrend ihre Hand. Josef konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, was ihn eher zu Verstummen veranlasste, ihre abrupte Geste oder ihre wunderschöne Hand mit den unglaublich schlanken Fingern.

„Sagen Sie es nicht. Bitte. Ich möchte es gar nicht wissen.“

In diesem Augenblick hatte Josef eine Eingebung.

„Da fällt mir ein, das Kreisbauamt hat die Bauunterlagen als PDF gefordert. Soviel ich weiß, hat Sparlich sie einlesen und ans Bauamt senden lassen. Ich denke, ich bitte Frau Dröse, mir die Dateien zu schicken.“

Frau Rohe nickte. „Das wäre schon mal ein Anfang. Des Weiteren habe ich hier eine Einverständniserklärung ihres Nachbarn vorbereitet, der den ‘Neubau’ absegnen muss. Sehen Sie da Schwierigkeiten?“

Josef schüttelte den Kopf. „Nein, wir sind zusammen zur Schule gegangen; wir haben ein sehr gutes Verhältnis seit Kindertagen.“

„Gut, sehr gut. Dann lassen Sie sie baldmöglichst unterschreiben.“ Mit diesen Worten griff Frau Rohe, die an der Kante ihres Schreibtisches lehnte, hinter sich nach einem weiteren Blatt Papier. Sie schien sich ein wenig zu genieren.

„Und dann wäre da noch der Kostenvoranschlag und die Auftragserteilung. Wenn Sie das Papier unterschreiben, arbeiten wir für Sie.“ Josef schaute über den Text, sah die Summe und blieb völlig ungerührt. Er war längst über dem Punkt hinaus, wo er das Gefühl hatte, noch über irgendetwas

die Kontrolle haben. Wenn nicht alles den Bach hinab und perdu gehen sollte, dann hatte er keine Wahl. Josef unterschrieb und war erlöst. Jetzt, demnächst oder zumindest irgendwann würde es weitergehen.

Frau Dröse

„Bitte, Frau Dröse, schicken Sie mir die PDF Dateien der Bauunterlagen. Herr Sparlich hat sie nicht, da er ja gar nicht mit dem Computer arbeitet. Er hat ja nicht einmal eine Emailadresse. Für mich würde das die Sache enorm erleichtern.“

Frau Dröse wand sich auf der anderen Seite der Leitung, schob zu viel Arbeit vor, merkte aber doch, dass Sie letztlich keine echten Argument anbringen konnte, der Bitte Josefs nicht zu entsprechen.

„Also gut, ich schicke Sie ihnen, ... vermutlich irgendwann im Laufe des Nachmittags.“

Josef war beinahe euphorisiert, war es dann aber doch nicht, weil sich augenblicklich und naturgemäß ein ungutes Gefühl hinzugesellte. Nun galt es zu warten.

Josef versuchte zu lesen, doch er konnte sich nicht konzentrieren und immer wieder schaute er in seinen Postkasten, ob schon eine Mail von Frau Dröse angekommen sei. Er wartete und wartete und die Abstände in denen er seine Mails kontrollierte, wurden immer kürzer, bis er schließlich unentwegt auf den geöffneten Mailaccount starrte. Als ihm die Augen zu brennen begannen, wurde er sich des Irrsinns bewusst, den er da trieb. Er schüttelte heftig den Kopf, als könne er sich so von der Last der ihn belagernden Gedanken befreien.

‘Nein, so darf es nicht weitergehen’, dachte er und entschloss sich, aktiv zu werden. Er googelte alle Copyshops in dem Ort, von dem er wusste, dass Sparlich dort die Digitalisierung der Unterlagen hatte vornehmen lassen. Es kamen zwei, wobei schnell deutlich wurde, dass eines der Geschäfte bei

näherer Betrachtung ausschied, denn es war eigentlich ein Drogeriemarkt mit Kopiergerät.

Als er das einzige in Frage kommende Geschäft anrief, meldete sich ein freundlicher Mann, der vermutlich nicht älter als dreißig Jahre war. Aber da konnte sich Josef auch irren, denn er neigte dazu, sympathische Stimmen immer als jünger einzustufen, vermutlich, weil er in seine eigene Generation kaum mehr Vertrauen hatte.

Josef erläuterte sein Anliegen, wurde aber alsbald unterbrochen.

„Es hat vor knapp einer Stunde schon eine Dame vom Bauamt angerufen, Frau Dröse, wenn ich mich recht entsinne. Die bat mich ebenfalls um die digitalisierte Fassung der Baupläne von dem Architekten Sparlich. Soll ich sie Ihnen auch schicken?“

„Ja, bitte“, entgegnete Josef mit dem Tonfall höchster Dankbarkeit in der Stimme. Das war in der Tat interessant. Das Bauamt hatte mit Nachdruck gefordert, digitalisierte Fassungen zu liefern. Ohne diese wäre eine Baugenehmigung nicht erteilt worden. Bei Nachfrage stellte sich indes heraus, dass das Bauamt entweder unfähig war, die Dateien zu finden. Oder sie hatten sie schlichtweg verschlampt oder gar nicht erst archiviert. Da drängte sich doch die Frage auf, in wie weit das Bauamt im Umgang mit den Dateien in einer verbindlichen Pflicht war, sie zu archivieren und vorzuhalten, oder ob die Pflicht, sie unbedingt bereitzustellen, nur bei den Antragstellern lag und der Rest Schall und Rauch sei.

Es dauerte nicht lange und eine Mail nach der anderen trudelte ein. Josef leitete sie umgehend an Frau Rohe weiter und als die letzte Mail raus war ans Architekturbüro, öffnete Josef einen der Anhänge, um zu schauen, wie sein Bauantrag in digitalisierter Form aussah. Mit Entsetzen musste er feststellen, dass es sich bei den Plänen zwar um eine Zeichnung aus dem Bleistift von Sparlich handelte, es aber ein Bauprojekt im Nachbarort zum Inhalt hatte. Sofort teilte Josef es Frau Rohe mit, dass es sich nicht um die richtigen Pläne handele, er aber weiterhin an der Beschaffung arbeite.

Josef rief erneut in dem Copyshop an und der junge oder vermeintlich junge Mann bot an, seinen Postausgangskasten zu durchforsten, denn die Mail an das Bauamt muss zirka zwei Monate früher verschickt worden sein. Es dauerte keine 10 Minuten und Josefs Handy zappelte zu „Voodoo Child“ auf dem Tisch herum. Es war tatsächlich der Mann aus dem Copyshop, der Josef wissen ließ, dass er die Mail finden und die Anhänge wieder herstellen konnte. Er würde sie umgehend schicken. Josefs Rückfrage, ob Frau Dröse, die ja ebenfalls die falschen Dateien zugeschickt bekommen hatte, sich noch einmal gemeldet habe, verneinte der Mann. Die Frage, ob er ihr die richtigen Dateien ebenfalls schicken solle, brachte Josef in Verlegenheit. Dann würde Frau Dröse wissen, dass er die Dateien inzwischen hatte, sie aber in ihrem Versprechen beließ, sie ihm ebenfalls zu schicken, was sie ja augenscheinlich nicht konnte. Dass sie es nicht konnte, erfüllte Josef mit einer dezenten und stillen Befriedigung, riss doch das Chaos, welches das Amt sich großzügig leistete, nicht ab. So sagte er dem Mann, dass es vielleicht zu aufdringlich erscheinen würde, die Dateien von sich aus zu schicken, wenn sie nicht explizit angefordert werden würden. Es war, als könne Josef eine von Herzen kommende, unausgesprochene Zustimmung durch das Telefon spüren. Der Mann hatte wohl auch seine ganz eigenen Erfahrungen mit Ämtern gemacht.

Wieder leitete Josef die neuen, diesmal richtigen Dateien an das Architekturbüro weiter, allerdings nicht ohne sich vorher von der Richtigkeit überzeugt zu haben. Jetzt hatte das Büro alles, was Josef hatte beschaffen können, einschließlich der Einverständniserklärung seines Nachbarn.

Gerade wollte er, die Anspannung wich langsam von ihm, das Telefon beiseitelegen, als neue Emails eingingen. Die kamen von Frau Dröse. Er öffnete den ersten Anhang und musste mit einigem Erstaunen feststellen, dass es die Baupläne in PDF Format waren, allerdings in deutlich besserer Qualität als die, die er vom Betreiber des Copyshops erhalten hatte. Josef öffnete weitere Dateien. Alle waren sie in deutlich höherer Auflösung, als die, die er gerade weitergeleitet hatte. Er war

ratlos, bis sein Blick auf die erste Mail fiel, die einen knappen Text beinhaltete. Darin wandte sich Frau Dröse an Josef und teilte ihm mit, dass „die Bauunterlagen in digitalisierter Form nicht eingegangen seien“. Sie schrieb nicht, dass die Unterlagen nicht ordnungsgemäß geliefert wurden wie verlangt oder, dass sie möglicherweise an die falsche Adresse geschickt wurden und darum nicht angekommen seien. Sie begnügte sich mit der bloßen Feststellung, dass sie „nicht eingegangen seien“. Damit wies sie niemand eine Schuld zu. Es wäre nun ein Leichtes gewesen, ihr nachzuweisen, dass auf Amtsseite geschlumpt wurde, denn Josef kannte die Mail in allen Details, die vom Copyshop ans Amt gegangen war. Stattdessen hatte sich Frau Dröse an diesem Vormittag hingestellt und die gesamten Unterlagen eingescannt und an ihn geschickt und zwar in exzellenter Qualität. Das versetzte Josef einen schmerzhaften Stich. War er nicht zu weit gegangen, als er meinte, es dem Amt nun mit gleicher Münze heimzahlen zu müssen? Er war es, so diktierte es ihm zumindest sein Gewissen. Er hatte Frau Dröse, von der er seine Baugenehmigung erhalten hatte, mit Loretta Lettlich in einen Topf geworfen. Dafür schämte er sich. Es war ihm auch kein Trost, dass Frau Dröse davon ja nichts wusste. Doch man muss Josef an dieser Stelle zugutehalten, dass er in der Tat bisher von den Bauämtern, ob auf Gemeindeebene oder auf Kreisebene, nur gnadenlos Prügel bezogen hatte, ohne über lange Zeit überhaupt zu wissen warum. Der Gestapoton von Frau Loretta Lettlich hatte ihn soweit traumatisiert, dass sein psychisches Gleichgewicht alles andere als harmonisch war. Er litt inzwischen an Schlaflosigkeit und sein Alkoholkonsum hatte bedenklich Ausmaße angenommen.

Fünf Tage später empfing er den neuen Bauantrag aus den schönen Händen von Frau Rohe. Sie hatten vereinbart, dass Josef einen Antrag direkt zum Gemeindebauamt bringt und die anderen Exemplare vom Architekturbüro an die Kreisbauamtsbehörde geschickt wurden. Josef hatte nicht verstanden, warum die Gemeinde erneut darüber befinden müsse, aber er tat, wie ihm geheißen und fuhr direkt zum Gemeindeamt, um Blomow aufzusuchen. Den fand er erst

in einem Archiv, nachdem ihn schon die Angst beschlichen hatte, Blomow könnte bereits in das Wochenende gestartet sein. Es war Freitag und beinahe 12.00 Uhr.

Blomow empfing ihn ganz entgegen seines sonst so vordergründig aufgeschlossenen und jovial einnehmenden Wesens eher mürrisch und wortkarg. Er schaute Josef nicht einmal in die Augen. Sie gingen in Blomows Büro und Blomow blätterte den Antrag durch, denn Frau Rohe hatte Josef gebeten, den Antrag gleich auf Vollständigkeit prüfen zu lassen.

„Bei oberflächlicher Betrachtung kann ich wohl sagen, dass alles da ist. Es muss natürlich noch tiefengeprüft werden.“ Der Antrag bestand aus wenigen, sehr übersichtlichen Seiten, deren Inhalt sogar Josef, der in solchen Dingen recht begriffsstutzig ist, bei einmaliger Erklärung durch Frau Rohe vollkommen verstanden hatte.

„Wann kann ich denn mit einem Bescheid rechnen?“ Josef hatte ein wenig Selbstbewusstsein wiedererlangt und wollte auf Augenhöhe Auskünfte einfordern. Er dachte an spätestens Mitte der folgenden Woche.

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Da schau ich mal in den Kalender. Am 5. Oktober ist die nächste Bauausschusssitzung und am 9. Oktober leiten wir dann die Gemeindeentscheidung ans Kreisbauamt weiter. Josef, der erst geglaubt hatte, Blomow hätte sich im Monat vertan, denn der Termin war erst in einem Monat, stammelte zusammen, was ihm durch sein Hirn stolperte.

„Sie wollen mir sagen, dass, dass ... die Entscheidung der Gemeinde erst in einem, in einem Monat gefällt wird?“

„Ja, dann ist die nächste Sitzung. Ich hoffe nur, sie haben Glück und die Entscheidung beim Kreisbauamt dauert nicht weitere zwei Monate. Zwölf Wochen dauert so ein Antragsverfahren in der Regel. Dann wird die Baugenehmigung erteilt oder auch nicht. Kommen noch Nachforderungen bezüglich der Unterlagen, ist die Uhr zurückgesetzt und es kann durchaus noch einmal 12 Wochen dauern.“

Das war ein harter Fakt, unumstößlich. Josef war zu einem weiteren Monat Untätigkeit verdammt. Er war entsetzt,

denn der Rohbau stand ungeschützt da und die Herbststürme würden mit viel Regen kommen. Was dann übrigbleiben wird von seinem Traum, stand nun in den Sternen.

Am nächsten Tag nahm er noch einmal einen Anlauf, denn er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass es genau so geschehen müsse. Er rief Loretta Lettlich an.

„Frau Lettlich, ich bitte Sie inständig, ich flehe Sie an, gestatten Sie, dass das Dach wenigstens auf dem Neubau eingedeckt werden darf.“

Doch Loretta Lettlich zeigte kein Erbarmen. Würde sich Josef ein wenig in den Künsten des Sadismus auskennen, hätte er wissen müssen, dass diese Frage nur abschlägig beantwortet werden kann.

„Nein, Sie dürfen den Bau mit Planen und Folien schützen. Es darf nichts gemacht werden, was einer Fortsetzung des Baus entspricht. Ich warne Sie! Das könnte teuer für Sie werden.“

Und Josef dachte nach, um wie viel teurer es denn noch werden könnte, als eine faulende Ruine sein Eigen zu nennen.

Die Mieter

Josef musste eine Entscheidung treffen und ich war angereizt, ihn zu beraten. Gemeinsam hatten wir einen Kassensturz gemacht und waren zu der unausweichlichen Einsicht gelangt, dass das Geld längst nicht mehr ausreichen würde, den Bau zu realisieren. Das bedeutete: Josef war de facto obdachlos. Den Bungalow durfte er nicht dauerhaft bewohnen, da er nur als Feriendomizil konzipiert war. Zudem konnte er das gar nicht, da er nach dem Abriss des Nebengelasses nur noch über einen provisorischen Elektroanschluss verfügte. Es war ja geplant, den Bungalow sofort an den Hausanschluss des Neubaus anzuschließen. Der Baustopp hatte indes verhindert, dass überhaupt ein Anschluss an den Neubau eingerichtet wurde. Das bedeutete, Josef bezog Strom aus einer Steckdose im Hausflur der Nachbarin, der über das Rasenmäherkabel eingespeist wurde. Der Anschluss reichte vielleicht für

Beleuchtung, das Radio und eine Kochplatte. Bedenklich wurde es bereits, wenn sich der 30Liter Boiler dazu schaltete. Was wenn auch noch geheizt werden musste?

„Du hast keine Wahl, mein Freund, du musst deinen Mietern kündigen und Eigenbedarf anmelden. Offensichtlich nimmt man es hier sehr genau mit den Vorschriften und du riskierst ein Ordnungsstrafverfahren, wenn du dauerhaft in deinem Bungalow wohnst.“

Josef winkte seltsam erschöpft ab. „Frau Tödelwei vom Ordnungsamt wird da ganz sicher ein Einsehen haben, wenn ich mit ihr rede. Und vielleicht wird das Haus ja in absehbarer Zeit doch noch fertig?“

Ich packte Josef an seinem Unterarm, da mir schien, er träume oder befand sich gerade in einem Paralleluniversum.

„Josef, du hast da ein Haus und du hast kein Obdach mehr, wenn es so weitergeht und Frau Tödelwei wird ganz sicher keine Milde walten lassen, denn es ist ihr Job, dich zu verfolgen, wenn du nicht in der richtigen Spur bist. Im Übrigen hat sie das ja bereits getan. Denk an die Hecke. Du wirst deinen Mietern kündigen und Basta. Es wäre auch wirklich nicht schade um sie. Der Dank der anderen Bewohner der Siedlung wäre dir gewiss.“

„Und wenn ich sie damit in Not bringe? Sie haben immerhin ein kleines Kind.“

Langsam wurde ich ungeduldig.

„Du weißt genau, dass sie Mietwohnungen besitzen, irgendwo noch ein Haus auf dem platten Land. Nach den paar Wochen Saison, sind sie monatelang am Mittelmeer oder in Asien unterwegs. Die wohnen hier, weil du ihnen einen Mietpreis gemacht hast, den kein Mensch ablehnen würde, es sei denn, er ist mit dem Klammerbeutel gepudert. Versuch doch einmal realistisch zu sein.“

Josef hatte ein Einsehen, bestand aber darauf, zuvor mit den Mietern darüber zu sprechen. Er wollte sie, wie es so seine Art war, keinesfalls belästigen und so lauerte er auf einen Gelegenheit, bei der sie ihm zufällig über den Weg liefen. Zu seiner Verwunderung schienen sie sich allerdings in Luft aufgelöst zu haben. Sie verbrachten keine Minute mehr im

Garten, was Josef vielleicht noch nachvollziehen konnte, denn da war nur noch wenig Platz vor lauter Gerümpel. Sie schienen es aber darüber hinaus so einzurichten, dass sie kamen und gingen, ohne dass man sie bemerkte.

Eines Morgens, Josef hatte wieder ein schlaflose Nacht hinter sich, und er wandelte deprimierten Gemüts durch seine Bauruine, hörte er die Stimme des Knaben. Sofort begab er sich über das Grundstück zum Tor zur Straße, wo er tatsächlich Frau Krummbruder erblickte, die hektisch bemüht war, das Fahrrad des Kindes und ihr eigenes auf die Straße zu schaffen. Als Josef sie ansprach, zuckte sie wie zu Tode erschreckt zusammen.

„Entschuldigen Sie bitte, Frau Krummbruder, haben Sie ein Minute für mich?“

Sie schaute sich mit flattrigem Blick um, als suche sie Hilfe oder einen Fluchtweg.

„Ja.“

„Also, es tut mir unendlich leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber ich bin anonym angezeigt worden, dass ich gegen die Baugenehmigung baue.“

„Ach, so?“

Dieser Kommentar irritierte Josef. Er zwang sich, ruhig zu bleiben.

„Man hat mich mit einem Baustopp auf unbestimmte Zeit belegt.“ Wieder vernahm Josef dieselbe teilnahmslose Antwort.

„Ach, so?“

„Ja, ... nun sieht es so aus, dass der Bau keinesfalls planmäßig fertig wird, möglicherweise ganz scheitert.“ Und wieder erklang der knappe Ausruf, frei von Erstaunen oder Mitgefühl.

„Ach, so?“

„Ich muss Sie daher leider darauf vorbereiten, dass ich Ihnen wegen Eigenbedarfs kündigen muss.“

Die geradezu schnippische Antwort: „Das ist OK.“

Das war es auch schon. Frau Krummbruder schwang sich auf ihr Rad und folgte ihrem Sohn, der bereits aufgebrochen war und seine Schlangenlinien durch die kleine Siedlung zog.

Wenn Josef auch nur ein Quäntchen mehr Realist wäre, hätte ihm an dieser Stelle etwas aufgehen müssen. Doch er freute sich in seiner Naivität geradezu, bedeutete es doch für ihn, dass es den Mietern keinerlei Kalamitäten bereiten würde, sich eine neue Wohnung zu suchen. Er hatte ja auch schon erfahren, dass sie hier und da ihre Fühler ausgestreckt hatten.

So fiel es ihm leicht, die Kündigung zu schreiben. Er frohlockte, in absehbarer Zeit wieder ein ordentliches Dach über dem Kopf zu haben. Dann ließ es sich auch wesentlich leichter und entspannter angehen, den Bau weiter voranzutreiben. Jetzt allerdings wusste er auch, dass er damit sicherlich ein bis zwei Jahre zubringen würde. In dem Kündigungsschreiben vermerkte er gleichsam, dass Frau Krummbruder ihm signalisiert hatte, dass es keinerlei Problem für sie bedeute.

Um so größer war die Überraschung für Josef, als zwei Wochen später, er war immer noch in der Warteschleife des amtsschimmeligen Parcours, Post von einem Rechtsanwalt aus einem fernen Bundesland eintraf, der ihm mitteilte, dass er das Mandat für Josefs Mieter, also Krummbruder und Schnorch, übernommen hatte und hiermit Widerspruch gegen die Kündigung des Mietvertrages einlegt und eine Fortsetzung des Mietverhältnisses auf unbestimmte Zeit verlangt.

Josef rief an und berichtete mir davon. Langsam nahm seine Stimme einen weinerlichen Ton an, was ich durchaus nachvollziehen konnte, ist er doch einer der sensibelsten Menschen die ich kenne. Selbst den weltnähesten Zeitgenossen würden derartige Schläge irgendwann an die Grenzen des Ertragbaren bringen. Bei Josef war die Wirkung noch viel verheerender, war er doch ein Idealist. Otto Normalverbraucher würde die Kosten sehen, ihn würden die finanziellen Verluste schmerzen. Josef, den Geld nicht interessierte, schmerzte die Falschheit, die Verlogenheit, die Asozialität, die Niedertracht und die Schamlosigkeit seiner Mitbürger so sehr, dass er glaubte, den Verstand zu verlieren.

Loretta Lettlich

Ein Bauvorhaben bedarf eines organisatorischen Aufwands, bei dem auch schon mal weiter vorausgedacht werden muss. So hatte Josef, nachdem die Wände des Hauses standen, den Fensterbauer beauftragt, Fenster und Türen zu vermessen und zu produzieren. In diesem Fall ließ der gute Mann produzieren, und zwar im osteuropäischen Ausland. Die Qualität war gut und das preisliche Niveau lag auf einem moderaten Level. Josef hatte diese Order über den ganzen Ärger schlichtweg vergessen. Auch hatte er vergessen, den Fensterbauer von dem Baustopp in Kenntnis zu setzen. Er war ja der Ansicht, dass sich das Blatt baldmöglichst zum Guten wenden würde. Als er jedoch feststellen musste, dass sich gar nichts zum Guten wenden würde, war er in seiner Überforderung wie paralysiert. In dieser Situation erreichte ihn der Anruf des Auftragnehmers. Der teilte ihm, als wäre es die Frohe Botschaft, mit, dass die Türen und Fenster fertig seien und am nächsten Tag angeliefert werden würden. Die Frage des Handwerkers:

„Wann wäre es Ihnen recht, dass wir kommen und alles einsetzen?“

Josef musste nun sein Geständnis ablegen. Überraschenderweise zeigte der Mann für Josef unerwartetes Mitgefühl. Selbst als Josef ihn bat, ihm die Rechnung für die Türen und Fenster zu schicken, da er ja schließlich in Vorkasse gegangen war, wiegelte der Mann ab.

„Da machen Sie sich mal gar keine Gedanken. Wir rechnen ab, wenn die Fenster und Türen drin sind. Es wird irgendwann weitergehen und ich mache meine Arbeit gern ganz oder gar nicht. Können wir die Türen und Fenster bei Ihnen abstellen? Sie sind gut verpackt.“

„Ja, sicher, es ist genug Platz vor dem Rohbau. Da können wir sie ab ...“

„Also, dann wird morgen geliefert. Weisen Sie die Leute einfach nur ein und sagen Sie ihnen, wo sie abladen sollen. Und halten Sie mich einfach nur auf dem Laufenden.“

Josef war gerührt, vom Entgegenkommen des Mannes.

„Ja, ...ja, mach ich. Und vielen, vielen Dank.“

„Dafür nicht“, vernahm Josef noch einmal die ruhige und wohlakzentuierte Stimme des Mannes. Das war bereits der dritte Handwerker, der sich mit Josef in dieser Situation solidarisierte, nach Karlsson und dem Sanitär- und Heizungsbauer, der ebenfalls schon einige vorbereitende Arbeiten geleistet hatte. Der war allerdings sichtlich pikiert, als er davon hörte.

„Das gibt’s wirklich nur in diesem Scheißkaff. Was leben hier nur für Leute?!“

Er ließ zusammenpacken von seinen Leuten und zog von dannen, nicht ohne Josef einzuschärfen: „Sie geben Bescheid, wenn’s weitergeht!“ Auch dieser Mann verzichtete vorerst auf eine Abrechnung.

Josef dachte nach, warum er, ganz im Gegensatz zu den Handwerkern, mit Behörden und Ämtern, respektive mit den Mitarbeitern dieser Einrichtungen nicht reden konnte, warum sie ihn von oben herab behandelten und ihm mit so viel Aggressivität begegneten. Er kam schließlich zu der Einsicht, dass es schlichtweg daran lag, dass die Handwerker die eigentlichen Leistungsträger waren, die ein Interesse daran hatten, dass die Dinge funktionierten und dass es vorwärts ging. Sie hatten nicht nur ein finanzielles Interesse daran, denn schließlich bedeutete das ihre Existenz. Sie hatten auch eine Ethik und die zielte darauf, die Bedürfnisse ihrer Kunden bestmöglich zu befriedigen. Sie waren es allerdings auch, die die Risiken trugen, die sich bemühen mussten, gute Arbeit abzuliefern, war diese Arbeit doch die Referenz für Nachfolgeaufträge.

Und die Ämter? Sie schufen keine Werte. Sie waren selbst geschaffen worden, um Regeln durchzusetzen und um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Im Falle Josefs war es schwierig, diese Aufgabenstellung am Verhalten der Behörden abzulesen. Den Handwerkern war es nicht erlaubt, an Josefs Haus weiterzubauen. Material war geordert und lag auf Halde, ohne dass sie ihr Geld dafür bekamen. Das Gewissen des Behördenmitarbeiters focht das nicht an. Er konnte gut schlafen, denn sein Gehalt war sicher und zum

Monatsende auf dem Konto. Dabei wurde eben dieses Gehalt aus den Steuern der Handwerker bezahlt, die sie wegen lächerlicher Lappalien und Eitelkeiten oder auch aus Gründen der Rachsucht oder auch nur, weil ein perfider Denunziant sie wie unmündige Kinder angestiftet hatte, vom Arbeiten abhielten. Wie gefangen waren diese Menschen in ihrem Dünkel, Sinnvolles zu tun und taten es doch nicht. Wie unfrei waren sie. Der Gedanke, in einer freiheitlichen Gesellschaft zu leben, ist eine Illusion, weil jeder glaubt, er sei frei, weil er tun könne, was er wolle. Jean-Jacques Rousseau widersprach dem: „Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern, dass er nicht tun muss, was er nicht will.“ Und damit wir dieses Ideal nicht erreichen, dafür haben wir den Amtmann. Der Amtmann hat eine andere Prämisse für sein Glück. In tiefer Ergebenheit zum papiernen und dogmatischen System ist er willig bereit, „auch die letzte Fessel der Freiheit abzuwerfen, nämlich die, ein vernünftiges Wesen zu sein.“ So hatte es Karl Marx vor 180 Jahren formuliert und die Welt ist keinen Deut klüger, noch besser geworden, dachte Josef und noch vieles mehr, bis sich der Tag der Nacht ergab und Josef sich dem Rotwein.

Am nächsten Tag schob sich ein großer LKW rückwärts auf das Grundstück, am Heck ein Gabelstapler. Ein junger Brandenburger sprang aus dem Fahrerhaus und begrüßte Josef überschwänglich. Josef war erstaunt über die Heiterkeit des Mannes. Der wiederum konnte Josefs Frage von dessen Gesicht ablesen und während er die Plane beiseiteschob, erklärte er sich und schwärmte vom Wetter.

„Dit nenn ick ma perfekt. Ick hab meen Fahrrad bei, und wenn du, Meista, mir sachst, wo dat Meer is, hupp ick mal rin. Wa?“

Richtig, das Meer gibt's auch noch, dachte Josef. Eigentlich war es immer ein Sehnsuchtsort für ihn gewesen und er hatte viel Kraft und Inspiration aus den langen Strandspaziergängen gezogen. Jetzt konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wann er das letzte Mal seine Füße in das stets zu kalte Wasser getaucht hatte. Ich muss auch ans Meer, dachte er sich, vielleicht gibt es mir meine Ruhe und Gelassenheit zurück.

Der junge Mann ließ mittels einer Hydraulik den Gabelstapler herunterundentludmiterstaunlicherPräzisionundebensolchen Fahrkünsten drei große stählerne Paletten, in denn sämtliche Türen und Fenster sicher in Folien verpackt und mit Gurten verschnürt aufrecht standen. Als er damit fertig war, hob er zuletzt sein Fahrrad von der Ladefläche.

„Ick muss jetze ne Pause einlegen, sacht der Fahrtenschreiber. Also Meista, wo is dit Meer?“

Josef gab ihm die Himmelsrichtung und schon war der junge Mann fort.

Auch dieser Tag endete in einer großen Frustration, denn nun hatte Josef auch noch zusätzlich die Türen und Fenster vor Augen, die nicht eingebaut werden durften. Sie standen neben dem Stapel der verpackten Platten des Stehfalzdaches mit Schwedenstahlkern und rostschtzender Beschichtung. Immer wieder floh Josef die Enge des Bungalows und wanderte durch die wenigen überschaubaren Räume des Baus, wohl, um nicht zu fröh die Rotweinflasche zu entkorken. Er konnte sich aber auch nicht dazu entschließen, das Grundstück zu verlassen, denn der Ort war völlig überlaufen von Touristen und Urlaubern. Genau denen wollte er, der schmerzzerfressen und deprimiert war, nicht über den Weg laufen. Also lehnte er sich an den Pfosten seines zukünftigen (oder auch nicht) Terrassenfensters und lugte auf die Straße, in der Hoffnung, es möge sich etwas ereignen. Es ereignete sich nichts, denn die Siedlung war ein Sackgasse, was sie als Wohnort so begehrt macht. Von den bis zu 50.000 Touristen, sie sich in Hochzeiten im Ort und am Strand tummelten, bekam man hier nichts mit. Gerade als Josef sich wieder in den Bungalow zurückziehen wollte, erblickte er den alten Krummbruder, der unter dem Windschutz der Eingangstür zum Vorderhaus stand und telefonierte. Es war nicht Josefs Art, Menschen zu belauschen, die sich unbeobachtet fühlten und so wand er sich ab. Doch während er sich noch in der Drehbewegung befand, glaubte er die Wörter „Türen und Fenster“ zu hören und hielt inne. Er konnte, da er Krummbruder den Rücken zugewandt hatte, nicht wissen, dass dieser zurückgegangen war ins Haus. Und da er nichts weiter hörte, glaubte er, das Gehörte sei

eine Sinnestäuschung gewesen oder sein Tinnitus, der sich, seit Josef psychisch so aus dem Gleichgewicht war, extrem ungehörig aufführte.

Am nächsten Tag hörte Josef, der trotz strahlendem Sonnenschein noch immer die Jalousien geschlossen hatte, Frauenstimmen vor dem Bungalow. Er ging zur Tür und öffnete. Im Neubau standen tatsächlich zwei Frauen. Die jüngere, eine Sonnenbrille im zusammengebundenen Haar und ein Klemmbrett in der Hand, stellte sich und ihre Begleiterin vor. Als Josef den zweiten Namen hörte, vergaß er augenblicklich den ersten, denn bei ihrer Begleiterin handelte es sich um keine geringere als Loretta Lettlich. Sie hatte Josef ihr Profil zugewandt und schaute starr gen Westen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Die junge Frau erklärte, dass sie vom Kreisbauamt kämen, um eine Kontrolle der Einhaltung des Baustopps durchzuführen. Josef konnte seinen Blick nicht von Loretta Lettlich wenden, die ihrerseits unbeweglich blieb. Sie war gänzlich farblos, hatte einen grau melierten Kurzhaarschnitt und erinnerte Josef irgendwie an die Heroinnen des Sozialismus, die ja auch selten äußere Schönheit oder gar Reize besaßen, dafür aber von innen heraus strahlten, als wären sie radioaktiv. Josef spürte, dass sie sehr beunruhigt war, vielleicht sogar Angst hatte, was sie aber mit ihrer trotzigigen Haltung wettzumachen versuchte. Für Josef war diese Anblick unerträglich, denn er sah deutlich wie diese Frau unter extremen Druck stand und so fiel ihm nichts Dümmeres ein, als der Satz: „Na, dann wünsche ich Ihnen viel Spaß.“

Er zog sich in den Bungalow zurück und war wie erstarrt, bis ihm endlich aufging, wie perfide diese ganze Aktion doch war, denn als er Loretta Lettlich zu Beginn der ganzen Geschichte bat, sich vor Ort ein Bild zu machen, damit man überhaupt erst einmal wisse, worum es geht, schützte sie Kosten und Zeitmangel vor. Und nun stand sie da, um die Einhaltung des Baustopps zu kontrollieren. Plötzlich dämmerte es Josef. Der Denunziant hatte sie informiert, dass Türen und Fenster geliefert worden waren und so hatte sie vielleicht die Hoffnung, die Handwerker und Josef beim Einbau derselben

zu ertappen, um noch drastischere Maßnahmen oder Strafen gegen ihn zu verhängen. Josef rang nach Luft. Immerhin, so dachte Josef, muss der Denunziant hier am Ort sein, ganz in der Nähe...

Drei Tage nach dem Besuch von Loretta Lettlich erhielt Josef eine weitere „Bauaufsichtliche Überprüfung“, nunmehr die dritte. Darin wurde ein weiterer Verstoß gegen die Baugenehmigung aufgeführt und fotografisch dokumentiert. Karlssohn hatte in der Trennwand zum kleinen Trakt eine Wand offengelassen, um nicht jedes Mal außen um das ganze Gebäude herum laufen und unter der Rüstung durchklettern zu müssen. Das ist eine durchaus übliche Verfahrensweise bei Rohbauten. Nicht so für Loretta Lettlich; die hatte das Loch als Verstoß ausgemacht und ihre Forderung war: Sofortige Schließung! Karlssohn hatte das in kaum 15 Minuten erledigt. In Josef hallten die Schläge der Nagelmaschine nach und wollten einfach nicht mehr verstummen.

Das Duett

Loretta Lettlich räkelte sich spärlich bekleidet in Unterwäsche von kik auf der Matratze des Landgasthofzimmers in freudiger Erwartung auf SuperMario. Der hatte sich schon um eine reichliche halbe Stunde verspätet. Sie überlegte, ob sie eventuell die Flasche Rotkäppchen Sekt (süß) öffnen sollte, um sich schon ein wenig in Stimmung zu bringen, als ihr plötzlich der Gedanke kam, dass SuperMario sie vielleicht vorsätzlich versetzt haben könnte. Schließlich hatte sie es nicht mit ihm abgesprochen, sondern es wie üblich befohlen, denn immerhin glaubte sie, dass er es so möge und brauche. Loretta Lettlich überlegte weiter, ob sie ihn vielleicht anrufen sollte, um nachzufragen, wo er denn bliebe? Es könnte ja sein, dass er irgendwo mit dem Auto liegengeblieben ist oder schlimmer, einen Unfall hatte. In diesem Fall würde sie hier bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag warten können. Wenn dem aber nicht so sei, und er stünde schon beinahe vor der Tür, dann

würde sie natürlich die ganze Atmosphäre und Erwartung zerstören. Ihr „Spiel“, wie sie es nannte, wäre dann schon in den Prämissen gestört. Die wichtigste ist immerhin, dass die Gebieterin, die sie zumindest am Anfang des Spiels war, Schwäche zeigen würde, da sie mit ihrem Anruf Ungeduld oder gar Sehnsucht verriete und eine Gebieterin ist nicht ungeduldig und schon gar nicht sehnsüchtig, sondern genervt und angewidert.

Also entschied sie sich für die Flasche Rotkäppchen Sekt (süß). Während sie den Sekt genüsslich schlürfte, spürte sie dennoch eine innere Anspannung, sogar eine indifferente Unruhe. Sie schaute auf ihrem Handy nach, ob irgendwelche Nachrichten unbemerkt von ihr eingegangen waren. Dem war nicht so, was sie indes nicht beruhigte. Sie erhob sich vom Bett, trat seitlich ans Fenster und schob die muffig riechende Gardine ein wenig beiseite. Vor dem Haus, auf der überdimensionierten Betonplatte, das Gebäude war ehemals der Sitz einer LPG, und auf der Betonfläche parkte seinerzeit der rostige Fuhrpark der Kolchose, stand lediglich ihr unauffälliger Mittelklassewagen. Der wirkte ziemlich vereinsamt und irgendwie fühlte sich Loretta Lettlich ebenso. Sie fröstelte, rieb sich die schlaffe Haut ihrer nackten Arme und beschloss, wieder ins Bett zu gehen. Dort goss sie sich, die Knie bis unter das Kinn angezogen, das zweite Glas ein, denn die innere Unruhe wollte nicht weichen.

Langsam, aber unweigerlich, ergriff die Gewissheit Besitz von ihr, dass sie nicht zu ihrem erhofften Vergnügen kommen und vielmehr eine Enttäuschung erleben würde. Sie stellte das Zahnputzglas, aus dem sie den Sekt trank, auf dem mit Plastikfurnier beschichteten schmuddeligen Nachttisch ab und ergriff ihr Handy. Als sie ihre Telefonkontakte durchblätterte, bemerkte sie, dass ihre Hände zitterten. Es war nicht die Kühle, die diese physische Reaktion auslöste. Endlich fand sie die Nummer von SuperMario. Als das Handy die Nummer wählte, überlegte sie noch unschlüssig, ob sie es laut stellen sollte, entschied sich jedoch dagegen, da sie nicht wusste, ob der Betreiber der Pension, der nicht nur aussah, wie ein sexueller Triebtäter, der, wie sie aus sicherer Quelle

wusste, auch schon wegen derartiger Delikte angeklagt wurde, der aber immer von einem sehr guten Anwalt aus dem Stall der ehemaligen Stasigenossen verteidigt wurde und stets freikam, nicht sein Ohr an der Tür des Zimmers hatte und seiner Obsession nachging.

„Was willst du?“

Loretta Lettlich traute sich nicht zu fragen, wer auf der anderen Seite sei, denn mit einem derart harschen Ton hatte sie nicht gerechnet. Zweifellos, so musste sie sich eingestehen, war es die Stimme SuperMarios.

„Wir sind verabredet, du hättest vor fast einer Stunde hier erscheinen sollen. Was ist denn das für ein renitentes Verhalten!“ Es klang nicht überzeugend, musste sich Loretta erneut eingestehen, das Stählernde, das Ausschließliche ihrer Stimme war brüchig.

„Hä? ... Hast du sie noch alle?“

Lorette merkte, dass SuperMario seine ihm angestammte Rolle als unterwürfiger Sklave heute nicht annehmen würde. Also unterließ sie den Tonfall der Gebieterin und fuhr in sachlichem Ton fort.

„Du bist mir was schuldig und heute wäre ein guter Zeitpunkt, deine Schuld einzulösen. So war es abgemacht. Wir können die Rollen heute auch gern mal tauschen und du darfst oben sitzen.“

Sie hörte ein schweres Schnaufen in der Leitung und sie konnte nicht ausmachen, ob es physischen oder psychischen Ursprungs war.

„Ich bin dir gar nichts schuldig. Also verschone mich mit deinen abartigen Spielchen.“

„Und ob du mir was schuldig bist. Ich habe den Typen so fertig gemacht, mehr ging gar nicht, und ich habe mich richtig reingehängt.“ Während sie diese zwei Sätze sprach, wurde sie immer lauter und zum Ende hin schlug ihre Stimme in ein hässliches Kreischen um.

„Jetzt hör mir mal zu, du blöde Kuh. Was du getan hast oder auch nicht, geht mir am Rückwärtigen vorbei. Ich bin es leid, dir deinen welken Arsch zu lecken. Such dir dafür einen anderen Idioten. Ich brauch dich nicht mehr und ich kann

dich auch nicht mehr ertragen. Du widerst mich an. Bleib mir vom Leib und lösche bitte meine Nummer.“

SuperMario hatte aufgelegt und Loretta Lettlich saß wie vom Donner gerührt und gleichsam zu einer Salzsäule erstarrt, also das ganze alttestamentarische Gedöns des menschlichen Entsetzens auf einmal auf sich vereinend, in dem muffigen Bett eines trostlosen vorpommerschen Gasthauses aus DDR-Zeiten. Sie konnte sich tatsächlich nicht mehr rühren. Etwas war zersprungen in ihr. Endlich löste sich eine vereinzelt Träne aus ihrem linken Auge, fiel auf ihren Unterarm und brachte sie wieder zur Besinnung. Ohne jegliche äußere Regung stieg sie aus dem Bett, kleidete sich mit betont gemessenen Bewegungen an, ergriff ihre Handtasche und ging zur Tür. Dort angekommen, wendete sie sich um, ging zurück und packte die Flasche Rotkäppchen Sekt (süß) am Hals, als wollte sie sie würgen.

„Deswegen muss man ja einen so guten Tropfen nicht verkommen lassen.“

Sie verließ das Zimmer und traf auf dem Gang, keine drei Meter von der Zimmertür entfernt, prompt auf den Betreiber der Pension. Der begleitete sie wortlos bis in den Raum, der normalerweise mit Lobby bezeichnet wird, was aber in diesem Fall eine arge Übertreibung gewesen wäre.

„Da wäre noch die Rechnung.“

Loretta, die sich bereits der Ausgangstür zugewandt hatte, machte kehrt und trat zurück an den Tresen. Sie zückte ihr Portemonnaies aus der Handtasche und beglich die Rechnung, die in keinem Verhältnis zur Leistung stand, wenn man einmal von der Diskretion absieht. Aber selbst das war fraglich.

Eine solche Demütigung wurde ihr das letzte Mal zuteil, als sie in der 10. Klasse war. Damals hatten ihr Mitschüler, unbemerkt von ihr selbst, einen blutigen Tampon hinten an den Hosenbund geheftet. Sie war den ganzen Tag damit herumgelaufen und hatte sich so den Spott der ganzen Schule zugezogen. Danach hatte sie ihrerseits mit Denunziationen, Verleumdungen und üblen Boshaflichkeiten ein Schreckensregime errichtet, das sie unantastbar machte. Doch wie sie an diesem Tag erfahren musste, war sie es nicht. Vielmehr war sie zutiefst verletzt.

Als sie das Etablissement verließ, musste sie plötzlich an ihren Mann Detlef denken und ihr Gesicht hellte sich für den Bruchteil eines Wimpernschlages kaum merklich auf.

Empedokles

Der Tag, als Loretta Lettlich eine so tiefe Demütigung erfuhr, war auch ein Schicksalstag für Josef. Er hatte in der Früh die dritte „Bauaufsichtliche Überprüfung“ aus der Feder Loretta Lettlichs erhalten, in der sie einen Ausschnitt in der Wand als Verstoß gegen die Baugenehmigung deklarierte, den Karlssohn jedoch schnell behob. Allerdings hatte die Nagelmaschine Karlssohns ein Trauma bei Josef ausgelöst, denn das Hämmern dieses Geräts hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und hallte unausgesetzt dort nach. Je stiller es in der Umgebung wurde, um so lauter waren die Schläge. Josef begann, auf dem Grundstück umherzuirren und suchte beharrlich einen Platz, an dem er von den Schlägen verschont wäre. Doch es wollte sich keiner finden und eine heftige Nervosität ergriff Besitz von ihm, die sich darin äußerte, dass er sich, ohne es zu merken, heftig die Handrücken zu kratzen begann.

Am frühen Nachmittag erschien ein Postbote und überbrachte Josef einen Einschreibebrief. Der stammte von einem Rechtsanwalt aus Nordrhein-Westfalen und enthielt einen „Widerspruch gemäß §574 BGB“ gegen die Kündigung des Mietverhältnisses seiner Mieter im Vorderhaus. Darin teilte ihm der Rechtsanwalt mit, dass er den Baustopp, der die Fertigstellung des Neubaus verhindert hätte, von Josef höchstselbst schuldhaft verursacht worden sei und darum die Nichtfertigstellung schwerlich als Kündigungsgrund angeführt werden könnte. Im Übrigen befand man, dass der Bungalow durchaus ausreichend wäre für Josef und er sich doch etwas bescheiden sollte, ehe er seine Mieter und vor allem deren kleines Kind in Not bringen würde. Er verlangte die Fortsetzung des Mietverhältnisses auf unbestimmte Zeit.

Es war, als spürte ich an diesem Tag, dass irgendwas im Argen lag, es meinem Freund Josef nicht gut ging und so rief ich ihn an.

„Was machst du gerade“, fragte ich ihn und seine Stimme klang sonderbar ruhig und beinahe heiter.

„Ich lese und trinke.“

„In der Reihenfolge“, fragte ich nach.

Josef kicherte ziemlich unnatürlich und gab zur Antwort:

„Nicht zwingend, hihi.“

„Hör mal, geht's dir gut? Du klingst so sonderbar. Ist alles in Ordnung?“

Ich hörte Josef schlucken.

„Was liest du?“ Für mich war es immer sehr aufschlussreich, zu erfahren, was Josef gerade las. Ich konnte daran erkennen, wie sein Gemütszustand war, ob er sich in aktiver oder passiver Stimmung befand, heiter oder depressiv war.

„Ich lese Hölderlins Empedokles.“

Jetzt schrillten bei mir die Alarmglocken und ich machte mich augenblicklich auf den Weg zu ihm. Wenn Josef Hölderlin las, war Gefahr in Verzug. Empedokles war ihm nicht nur seelenverwandt, sondern zudem auch noch schicksalsnah. Den letzten Satz bitte ich keinesfalls missverstanden zu wissen, denn das fabelhafte Bild, im Sinne von Fabel, von Empedokles entspricht so gar nicht den Vorstellungen, wie Josef den Mann sah, der um 495 v. Chr. im heutigen Agrigent auf Sizilien geboren und gegen 435 v. Chr. gestorben war. Er war als Politiker, Arzt und Philosoph offensichtlich ein unbequemer Geist, der sich vehement gegen alle tyrannischen Bestrebungen einsetzte und schließlich ins Exil verbannt wurde. Das hatte Josef immerhin schon mal mit ihm gemein. Eines seiner Lieblingszitate aus dem Theaterstück „Empedokles“, wenn er wieder mal vom Zustand der Welt erschüttert wurde, war der Ausspruch des reaktionären Hermokrates, seines Zeichens Oberpriester von Agrigent:

„Darum binden wir den Menschen auch / Das Band ums Auge, dass sie nicht / Zu kräftig sich am Lichte nähren.“ Ganz nebenbei bemerkt: Josef soll einige Stasioffiziere, die ihn verhört hatten, mit Hermokrates angesprochen und damit für

gehörige Verunsicherung gesorgt haben. Von diesen Herren hatte keiner Hölderlin gelesen.

Vermutlich bestehen die Quellen zu Empedokles' Leben zu mehr als 90 Prozent aus Mythen und Legenden, allein, eine Variante des Todes hatte es Josef angetan. Da Empedokles von seinen Zeitgenossen extrem angefeindet wurde, wie zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften, wenn ein Individuum anders ist als die Masse, sprang er, um sich dieser schnöden Welt zu entziehen, angeblich in den Ätna, um damit seine Göttlichkeit zu demonstrieren. Als der Vulkan indes eine Sandalenschnalle wieder aussprie, war der Mann angeblich der Scharlatanerie überführt.

„So ein Schmarrn“, pflegte Josef diese Geschichte zu kommentieren, „selbst einen schlichten und anständigen Suizid deuten die Mittelmäßigen, Beschränkten und Böartigen so um, dass sie ihn damit noch diskreditieren und ihn gegen den Mann verwenden können. Wie erbärmlich.“

Und dann, nach einer langen Kunstpause, fügte Josef in der Regel mit verklärtem Blick hinzu: „Wohl dem, dem ein Vulkan gegeben ist für seinen letzten Schritt.“ An anderer Stelle ging man immerhin realistischer mit dem Freitod um und beließ es dabei zu erwähnen, dass nach Empedokles' Verschwinden dessen Sandalen am Kraterrand gefunden wurden.

Als ich bei Josef eintraf, bot sich mir ein Bild des Grauens. Er saß an seinem wackligen Esstisch und blätterte in seiner Hölderlin-Gesamtausgabe. Dabei waren seine Unterarme bis zu den Ellenbogen mit Blut verschmiert. Er kratzte unentwegt auf seinen Handrücken herum.

„Josef!“

Er lächelte mich an.

„Es geht mir gut. Aber hörst du das nicht, irgendwer schlägt Nägel ein, ... irgendwer, ... irgendwo.“

„Nein, Josef, ich höre nichts.“

Er lauschte. „Nein? ... Dann täusche ich mich wohl.“

Ich wies ihn auf das viele Blut hin, holte aus meinem Auto den Verbandskasten, säuberte seine blutverschmierten Hände und verband sie ihm. Er schaute aufmerksam zu und lächelte. Als ich ihn fragte, ob es etwas Neues gäbe, Unannehmlichkeiten

oder ähnliches, schüttelte er den Kopf. Doch dann, als habe er einen lichten Moment, erhob er sich und holte von dem halbhohen Schränkchen, in dem sich beinahe alle seine Besitztümer befanden, die zwei Postsendungen, die er an diesem Tag erhalten hatte. Ich las sie aufmerksam und war entsetzt, sowohl über die Perfidie des Amtes in persona Loretta Lettlich, als auch über die Ruch- und Schamlosigkeit seiner Mieter.

„Werde ich mein kleines Refugium auch verlieren, wie du es mir vorausgesagt hast?“

„Natürlich nicht“, versuchte ich ihn zu beruhigen. „Wegen deiner Mieter werde ich mich kundig machen und einen Rechtsanwalt besorgen. Und die ‚Bauaufsichtliche Überprüfung‘ vergisst du einfach, das ist nur pro forma. Bedeutungslos. ... Hast du was zu Trinken?“ Josef schüttelte den Kopf. Die Flasche, die neben ihm stand, war bis zur Neige geleert.

„Weißt du was, ich gehe schnell zum Supermarkt und hole uns eine Flasche. Ist das Ok für dich?“

Josef legte seine verbundenen Hände auf die Ohren und nickte.

„Was ist“, fragte ich nach und nahm sanft seinen Hände von den Ohren, um sie wieder auf die Tischplatte zu legen.

„Das Klopfen, diese Hammerschläge, sie hören nicht auf.“

„Wenn wir erst ein Glas getrunken haben, werden die Hammerschläge bald verschwunden sein. Versprochen!“

Ich stand auf und verließ den Bungalow, nicht ohne an der Tür noch einen prüfenden Blick auf Josef zu werfen. Dann ging ich zum Supermarkt, der nur wenige Gehminuten entfernt war, um etwas Alkoholisches einzukaufen. Ich war unschlüssig, ob ich eine Flasche Glenfiddich oder doch lieber einen trinkbaren Rotwein nehmen sollte. In Anbetracht der Verfassung Josefs entschied ich mich für zwei Flaschen Rotwein, denn es bestand die Gefahr, dass der Whisky in Gänze vertilgt werden würde, was Josefs Verfassung und auch meiner gewiss nicht zu Gute käme. Als ich zum Bungalow zurückkehrte, stand die Tür offen und von Josef fehlte jede Spur. Sein Handy lag auf dem Tisch. Ich deponierte den

Wein im Bungalow und begann ihn zu suchen. Die Suche dauerte mit Unterbrechungen, in denen ich immer wieder in den Bungalow zurückkehrte in der Hoffnung, Josef hätte sich inzwischen wieder eingefunden, beinahe bis Mitternacht. Ich blieb jetzt im Bungalow und wartete, wobei ich mir ein oder zwei Gläschen Rotwein genehmigte. Es können auch mehr gewesen sein, denn gegen 2 Uhr in der Früh schlief ich auf Josefs spartanischem Bett ein. Als ich am Morgen feststellen musste, dass Josef noch immer nicht zurückgekehrt war, ergriff mich Panik.

Frau Tödelwei

Um 10.30 Uhr betrat ich die Polizeidienststelle in der benachbarten Kleinstadt auf dem Festland. Ein junger, etwas verbissen dreinschauender Polizist stellte sich mir vor und fragte nach meinem Begehrt. Ich erklärte ihm, dass ich eine Vermisstenanzeige aufgeben wollte. Er fragte nach, wer die vermisste Person sei und seit wann sie vermisst würde. Als ich ihm sagte, dass ich Josef seit zirka sechszehn Stunden vermisste, schaute der Mann mich an, als treibe ich Schabernack mit ihm.

„Sechszehn Stunden, sagen Sie? Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, oder. Was glauben Sie, was wir hier machen? Däumchen drehen?“

Ich war geneigt zu sagen, dass ich genau das denke, denn als ich eintrat, saß der Uniformierte an seinem Schreibtisch und löste Kreuzworträtsel. Es ließ das Heftchen schnell unter einer Akte verschwinden, als er mich gewahr wurde. Doch ich verkniff mir diesen Affront, denn immerhin wollte ich etwas von ihm. Ich habe meine Lektion gelernt, die da heißt, verärgere niemals eine Amtsperson.

„Ich sollte Ihnen da etwas erklären, mein Freund ist Schriftsteller, ein sehr sensibler und dünnhäutiger Mensch, der sich momentan in einer sehr schwierigen Lebenssituation befindet und vermutlich nicht mehr Herr seiner Sinne ist. Ich

habe schlichtweg Angst um ihn.“

Der Polizist schaute mich ausgiebig an. Schließlich wiederholte er meine Aussage zum Teil.

„So, so, ein sehr sensibler und dünnhäutiger Mensch. Na das ist ja mal was. Wollen Sie damit andeuten, dass Ihr Freund möglicherweise selbstmordgefährdet ist?“

Ich überlegte, denn ich musste die Konsequenzen meiner Aussage bedenken. Wenn ich angab, Josef sei suizidgefährdet, dann könnte es sein, dass man ihn, falls er gar nicht Verschütt gegangen ist und wieder im Bungalow auftaucht, inhaftiert, um ihn vor sich selbst zu schützen. Und wenn er erst einmal einem Psychiater oder Psychologen in die Hände fällt, kann es passieren, dass man ihn in eine psychiatrische Einrichtung steckt. Für diese Leute kann Josef nie und nimmer normal sein, denn Josef hat längst alle Grenzen des Normalen oder besser des Normierten überwunden, schließlich ist das vermeintlich Normale für Josef tatsächlich das Absurde. Unrecht hat er damit nicht.

„Nein, das denke ich nicht, nein, ... aber er ist momentan nicht der Gesundeste. Er leidet unter Bluthochdruck und Kreislaufbeschwerden.“

Der Polizist nickte und meint: „Da können wir noch gar nichts machen. Er muss mindestens 48 Stunden unauffindbar sein. Erst dann geben wir ein Suchmeldung heraus.“

„Aber angesichts der Tatsache, dass er gesundheitliche Probleme hat, muss man doch von Gefahr in Verzug ausgehen, oder?“

Der Polizist schaute mich plötzlich prüfend an. „Sind Sie Jurist? Anwalt oder so?“

„Ich? Nein, warum fragen Sie?“

Der Mann schien ein wenig erleichtert. „Wollen Sie mir meinen Job erklären?“

Ich schüttelte heftig den Kopf. „Natürlich nicht, aber Sie müssen meine Sorgen verstehen. Wenn ich schon mal da bin, können wir die Vermisstenanzeige doch schon aufnehmen. Dann muss ich in 30 Stunden nicht noch einmal herkommen. Ich rufe Sie an und halte Sie auf dem Laufenden.“

In dem Polizist stieg langsam und unweigerlich ein Glucksen auf, wie große Blasen in Wasser, das sich in einem holprigen Lachen kundtat.

„Also, jetzt hört sich’s doch auf. ... Und wenn ihr Freund in zwei Stunden wieder auftaucht, dann habe ich alles umsonst gemacht. Ne, ne, mein Herr da kommen Sie noch mal her wenn es so weit ist und dann machen wir ein Protokoll und nehmen die Vermisstenanzeige auf. Bis dahin machen wir nichts ... Überflüssiges.“

Ich musste einsehen, dass hier tatsächlich nichts zu machen war und so zog ich von dannen. Als ich zurück zum Bungalow kam, bot sich mir dasselbe Bild wie bei meinem Weggang. Kein Josef, kein Zeichen, dass Josef dagewesen war. Ich zog wieder durch den Ort, diesmal sämtliche Einheimische ansprechend und nach Josef befragend. Dabei musste ich erfahren, dass er mit seiner Bauunternehmung in den Mittelpunkt des dörflichen Interesses geraten war. Beinahe jeder konnte mir Auskunft geben zum Status des Baus, respektive des Baustopps und jeder erzählte, was er von anderen gehört hatte und was zu glauben ihnen allen sehr schwer fiel, so sehr hatte sich Josef an den Gesetzen und am Gemeinwohl vergangen. Es wurde sogar über die Höhe der Geldstrafe spekuliert, mit der man Josef von Amtsseite belegt haben soll. Die wildesten Gerüchte kursierten über ihn und nicht selten begrüßte man die Sanktionen, die ihm zuteil geworden waren. Die Aussage einer über achtzigjährigen Nachbarin war dabei exemplarisch. Sie fragte mich, wie denn der Stand der Dinge sei und ich gab zur Antwort, dass nach wie vor der Baustopp bestehe. Darauf sie: „Geschieht ihm recht, der eingebildete Kerl kann doch nicht machen, was er will!“

Ich war verduzt und fragte nach, was er denn getan habe?

Ihre Antwort war: „Das weiß ich doch nicht, aber man redet drüber.“

Ich wollte nun wissen, wer darüber redet und sie beendete das Gespräch mit: „Das hab ich vergessen.“

Später erfuhr ich, natürlich unter dem Mantel der Verschwiegenheit, was lediglich bedeutet, dass niemand es wirklich gesagt haben will, da man instinktiv befürchtete, zur

Rede gestellt oder belangt zu werden, dass es Josefs Mieter waren, die die Hetztrommel rührten, um die Leute gegen Josef und vor allem gegen seine Kündigung des Mietverhältnisses auf ihre Seite zu ziehen. Man stelle sich einmal vor, der Josef setzt eine Familie mit einem Kleinkind auf die Straße. Dabei hat er doch einen recht wohnlichen Bungalow. Pfui Teufel! Es kochte richtig hoch im Ort und ich fragte mich, ob Josef davon etwas mitbekommen haben könnte. Das hätte ihm sicher den Boden unter den Füße weggezogen. Ich verbrachte den ganzen Tag mit meiner Suche. Josef tauchte nicht mehr auf und ich befürchtete das Schlimmste.

Am Morgen des nächsten Tages klingelte mein Telefon und Frau Tödelwei vom Ordnungsamt rief mich an. Sie fragte, ob ich gleich auf das Amt kommen könnte. Sie hätte gehört, dass ich Josef vermisste und sie wolle mir etwas zeigen. Ich beeilte mich, denn für mich waren die Situation und die Ungewissheit langsam unerträglich.

Ich klopfte an die Bürotür von Frau Tödelwei. Prompt erklang ein „Herein“. Als ich eintrat, sah ich eine etwa sechzigjährige Frau ohne jeglichen weiblichen Charme und ohne irgendwelche Ausstrahlung. Sie hatte ein versteinertes Gesicht, das auch keine Regung zeigte, als ich mich vorstellte.

„Ich will Ihnen etwas zeigen.“ Sie wies mir den Platz gegenüber zu und wartete ab, bis ich mich gesetzt hatte. Dann griff sie unter den Schreibtisch und beförderte ein Paar Schuhe auf die Tischplatte. Ich hatte das Gefühl, ein Blitz war in mein Rückenmark eingeschlagen und die Wirbelsäule hinab gerast. Wie von der Tarantel gestochen schnellte ich hoch und ergriff die Schuhe. Es bestand kein Zweifel. Es waren Josefs. Er hatte sie sich aus Australien mitgebracht, typische halbhohle Aussie-Boots mit Gummizug über den Knöcheln.

„Woher haben Sie die?“

„Die haben meine Mitarbeiter“, sie wies hinter mich und als ich mich umdrehte, sah ich die zwei Streifenhörnchen in ihrem Radlerdarm an der Wand in meinem Rücken sitzend, „am Strand gefunden. Sie waren fein säuberlich an der Wasserkante abgestellt. In einem befand sich ein Zettel.

„Können Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat?“

Hätte die Frau ein Quäntchen humanistische Bildung, hätte sie Hölderlin gelesen und kannte sie den Philosophen und Heiler Empedokles, hätte sie diese Fragen nicht so arglos gestellt.

„Es steht zu befürchten, dass wir es hier mit einem Suizid zu tun haben“, gab ich zur Antwort.

„Also jetzt übertreiben Sie mal nicht so ...“

Ich schaute sie an und vor meinem imaginären Auge lief ein Film ab. Sie war es gewesen, die maßgeblich am Desaster, das wie eine Naturgewalt menschlicher Jauchefluten über ihn hereinbrach, beteiligt war. Sie hatte die Lawine mit losgetreten. Und nun saß sie da und tat wie die Unschuld vom Land, dabei spielte sie die Rolle eines Pontius Pilatus, sie hatte ihn den Behörden zum Fraße vorgeworfen und hat dabei gleich die Verantwortung mit weiter delegiert. Sie tat nur ihren Job. Konsequenzen? Wozu über Konsequenzen nachdenken, wenn man doch ordentlich und gewissenhaft seinen Job macht? Genau so tat es Pontius Pilatus, als er Jesus den jüdischen Hohepriestern zum Schlachten vor die Füße warf. Ich erinnerte mich an die Kratzwunden auf Josefs Handrücken. Und an die Geräusche des Nagelns. Auch Josef wurde gekreuzigt, erst von den Hohepriestern der Gesetzesbuchstaben und dann auch noch von dem Mob, der jetzt schamlos und lüstern über ihn herzog ohne das Geringste über ihn zu wissen, weil diese Menschen selbst kein eigenes erfülltes Leben hatten, über das es sich zu reden lohnte.

Alles das hätte ich der Frau gern ins Gesicht geschrien. Aber es wäre ebenso wirkungslos gewesen wie der sprichwörtliche Sack Reis, der in China umfällt. Ich hätte mir ein Ordnungsstrafverfahren eingehandelt und niemanden hätte es interessiert.

„Sie sagten, in einem Schuh war ein Zettel. Dürfte ich den haben?“

Frau Tödelwei reichte das einmal gefaltete A5 Blatt über den Tisch. Ich entfaltete es und las. Es war ein vierzeiliges Gedicht aus Josefs Feder.

Der Denunziant

Ich kenne den Denunzianten,
ich weiß um seine Erbärmlichkeit.
Genießt er heute den Schutz der Beamten,
ist sein Ruf doch für die Ewigkeit.

Ich musste den Gedanken in Erwägung ziehen, dass Josef gegangen war. Doch dazu war ich noch nicht bereit. Also fuhr ich erneut in die benachbarte Kleinstadt zur Polizeidienststelle und gab eine Vermisstenanzeige auf. Ich hinterlegte ein Foto von Josef aus glücklichen Tagen, das ihn zusammen mit mir zeigte. Der Polizist, dem ich bereits beim ersten Mal begegnet war, griff in die Schublade seines Schreibtisches und holte eine Schere aus derselben, mit der er in einem ziemlich unsensiblen Akt Josef und mich trennten. Mich gab er mir wieder. Josef versenkte er in einer Aktenmappe in den Papierfluten des Bürokratiedschungels.

Epilog

Nach Josefs mysteriösem Verschwinden, kam einiges wieder ins Lot. Frau Dröse vom Kreisbauamt beeilte sich, nachdem das Gemeindebauamt sich einen Monat Zeit gelassen hatte, diesen lächerlichen Antrag zu begutachten und ihn positiv zu bescheiden, die Baugenehmigung erneut zu erteilen. Es wurde an genau demselben Punkt weitergebaut, an dem man aufgehört hatte. Es gab auch keine Auflagen oder Veränderungen, da Josef ja nach Bauplan gebaut hatte. Das einzige was zu Buche schlug waren zwei Monate verlorene Zeit und erhebliche zusätzliche Kosten. Auch Loretta Lettlich erhob keinen Einwand. Nicht dass sie keinen gehabt hätte, es hätte sich sicherlich einer gefunden, aber sie fühlte sich SuperMario gegenüber nicht mehr in der Pflicht und so ließ sie den Dingen ihren Lauf. Dennoch hatte sie die Geschichte stark mitgenommen und ihr Verhalten im Amt war mehr als

sonderbar und sollte, wie sich später zeigte, gehörig aus dem Ruder laufen.

Ich sprach mit Karlsruhn und bat ihn, die Arbeiten am Haus fortzuführen wie geplant. Gegebenenfalls würde ich die Kosten dafür übernehmen. Ich kümmerte mich auch um einen Anwalt, denn ich wollte nicht hinnehmen, dass die Mieter in dieser Angelegenheit obsiegen und über Josef triumphieren würden. Nachdem Josef verschwunden war, blühte der Expansionsdrang der Mieter wieder auf und der von Josef gezogene Maschendrahtzaun begann zu Josefs Seite hin auszubeulen. Mein Vorsatz, Josef in dieser Sache zu vertreten, wurde vehement, als ich den alten Krummbruder mit seinem Enkel, der diesmal als Junge ausgegeben wurde, auf Josefs Grundstück auftauchten, als hätten sie das Terrain nun endgültig erobert. Beide trugen das gleiche T-Shirt von Nintendo. Darauf war die Mario-Figur zu sehen.

Der Rechtsstreit hält indes immer noch an, denn der Winkeladvokat, den sie bestellt hatten, legte jedes Rechtsmittel ein, wohl wissend, dass man das bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag treiben und den Vermieter damit in den Wahnsinn drängen konnte. Nun, da Josef nicht gegenwärtig war, gab es auch kaum Möglichkeiten. Würde man endlich seine Leiche finden, würde das Spiel von neuem beginnen, denn Josef hatte einen Sohn und eine Tochter. Die müssten dann als Erben entscheiden, was zu unternehmen wäre. Doch ich sträubte mich gegen diesen Gedanken. Ich wollte nicht wahrhaben, was so offensichtlich auf der Hand lag.

Ein halbes Jahr später erhielt ich ganz unerwartet einen Anruf von dem jungen Polizisten, der seinerzeit die Vermisstenanzeige aufgenommen hatte. Er war überaus freundlich und bat mich, in die Dienststelle zu kommen. Ich beeilte mich, denn es fühlte sich so an, als ob eine Entscheidung anstehen würde. In der Dienststelle angekommen, führte mich der Polizist in den Aufenthaltsraum der Wache, also in das private Allerheiligste. Dort klappte er seinen Laptop auf und begann sich zu erklären.

„Ich habe ein Hobby, ich bin Drohnenpilot. Und vor zwei Wochen hatten wir einen Wettkampf in der Nähe der

ehemaligen Bezirkshauptstadt an einem breiten Strom. Wir hatten unterschiedliche Aufgaben zu bewältigen und meine Drohne ist natürlich mit einer Kamera ausgestattet. Vor einer Woche habe ich mir die Aufnahmen noch einmal angeschaut, ehe ich sie löschen wollte und dabei fiel mir etwas auf. Sehen sie“, er startete den Film auf dem Laptop, „das ist Gralsheim.“

Ich fragte nach. „Sie meinen die Klappsmühle, Entschuldigung, die große psychiatrische Einrichtung?“

„Genau. Und nun schauen sie mal.“ Er stoppte das Video und zoomte das Bild. Darauf war ein Mann und eine Frau zu sehen, die, ... man glaubt es kaum, auf den Knien hockten und mit Murmeln spielten. Er ließ das Video weiterlaufen und man konnte sehen, wie der Mann seine Kugel mit abgeknicktem Zeigefinger in eine kleine Mulde beförderte, was schließlich der Sinn beim Murmeln ist. Als ihm das gelungen war, warf er vor Freude seinen Kopf in den Nacken und schaute mit aufgerissenem Mund in den Himmel. Der Polizist stoppte erneut und zoomte das Gesicht langsam heran. Mich durchströmte es siedend heiß. Kein Zweifel. Der Mann war Josef. Ich kämpfte gegen die Tränen an und als ich den jungen Polizisten anschaute, schaute ich in ein ebenso glückliches Gesicht. Kommissar Zufall war ihm zur Hilfe gekommen und er konnte einen Erfolg feiern, wie er ihm nur ganz selten in seiner tristen, häufig sehr unschönen Arbeit vergönnt war.

Ich fuhr noch am selben Tag nach Gralsheim, das kaum 100 Km entfernt war. Dort meldete ich mich beim Pförtner und erklärte ihm mein Anliegen. Der gemütliche, von stoischer Ruhe beherrschte Mann griff zum Telefon, führte ein kurzes Gespräch und innerhalb weniger Minuten wurde ich von einem Pfleger an der Pforte abgeholt.

Der freundliche und überaus eloquente Mann wollte wissen, wen ich denn besuchen wolle? Ich nannte Josefs Namen, doch der junge Mann blieb stehen und erklärte, einen Patienten mit diesem Namen habe man nicht. Ich holte das Bild von Josef aus der Tasche, das mir der Polizist zurückgegeben hatte und

zeigte es ihm. Sein Gesicht hellte sich auf. „Ach, Sie sind ein Bekannter oder sogar Verwandter von Jesus?“

„Freund“, erwiderte ich. „Jesus? Wieso Jesus? Gibt er vor, Jesus zu sein?“

„Nein, ... nein, nein, den Namen haben wir ihm gegeben, denn er hatte Stigmata an Händen und Füßen, so dass wir erst dachten, er sei wahnhaft religiös. Er konnte oder wollte uns keinen Namen sagen.“

„Was wurde bei ihm diagnostiziert?“ Wieder blieb der Pfleger stehen und hielt innen. „Um ehrlich zu sein, die Ärzte haben keine Ahnung. Es zeichnet sich bei ihm überhaupt kein klares Krankheitsbild ab.“

Mehr von meiner Hoffnung und meinen Wünschen getrieben, lehnte ich mich weit hinaus: „Also könnte man sagen, er ist eigentlich gesund!“

„Infantil häufig, denn er spielt gern Kinderspiele mit seinen Mitpatienten, manchmal melancholisch, manchmal so traurig, dass es uns bedenklich erscheint. Aber ein sehr angenehmer Zeitgenosse. Dort ist er. Er spielt, was sonst, mit Murmeln.“ Ich hielt inne und betrachtete ihn aus einiger Entfernung. Er machte auf mich einen guten Eindruck, lächelte und wirkte sehr lebendig. „Wer ist die Frau dort, die mit ihm spielt?“

„Das ist Loretta, sie hatte Burnout und tauchte eines Tages im Kreisbauamt, wo sie arbeitete, in Lack und Leder mit einer Peitsche auf und begann die Kollegen auf aggressive Weise zu tyrannisieren. Sie ist ähnlich lange hier wie Jesus. Aber sie wird bald entlassen, sie hat sich wieder unter Kontrolle.“

Ich trat näher an das spielende, am Boden hockende Paar heran.

„Josef?“

Josef hob den linken Arm, mir Einhalt gebietend, denn er konzentrierte sich auf einen Stoß. Mit äußerstem Gefühl beförderte er die dicke bunte Glaskugel in die kleine Mulde. Dann erhob er sich und trat mir entgegen. Noch ehe ich etwas sagen konnte, umarmte er mich. Und während er mich hielt, flüsterte er mir ins Ohr: „Bescheißt sie mich?“

Ich blickte über seine Schulter auf Loretta Lettlich, die mit verstohlenem Blick den dicken bunten Bugger, wie wir solche

Kugeln in unserer Kindheit nannten, gegen eine wesentlich unattraktivere Kugel austauschte.

„Ja.“

„Sie kann's nicht lassen.“

„Josef, was machst du hier?“

Josef löste seine Umarmung, hielt mich aber weiterhin mit beiden Händen an meinen Schultern fest und schaute mir tief in die Augen.

„Mensch sein. Mensch unter Menschen. ... Es geht mir gut hier.“

Ich löste mich aus seinem Griff, trat ein wenig zurück und betrachtete ihn erneut. Er schien um Jahre verjüngt zu sein. „Josef, du hast Pflichten da draußen, du musst dich kümmern.“

Wir gingen zu einer nahen Bank, setzten uns und besprachen alles, was vorgefallen war. Dabei fiel mir auf, wie abgeklärt Josef die Dinge sah. Er erklärte mir, dass er von Ämtern um seinen Seelenfrieden und was noch schlimmer war, um Lebenszeit gebracht wurde, dass nekrophile Mieter, Menschen die eine Spur der physischen und auch psychischen Verwüstung hinter sich herzogen, sein Leben bestimmten und ihm seinen freien Willen nahmen. Josef war gesund, soviel war sicher, seine Analyse der Vorgänge war präzise, stichhaltig und seine Argumentation war erschütternd logisch.

„Wie kann ich dich bewegen, mit mir nach Hause zu kommen? Es gibt noch viel zu tun.“

„Hast du einen guten Single Malt?“

„Und ob, sogar einen 18jährigen.“

„Dann lass uns gehen.“

Als ich mich umblickte, sah ich Loretta Lettlich, die uns mit ihren funkelnden Augen verfolgte. Ich sah keinen Grund, dem eine Bedeutung beizumessen.

„Ach, ...“, Josef hielt inne „etwas muss ich dir noch zeigen. Ich habe hier eine echte Anhängerschar.“ Er ging in Richtung einer gewaltigen Buche und piff dabei gellend mit vier Fingern. Sämtliche Patienten und Insassen, die sich in der Umgebung aufhielten strömten wie ein träger Wasserlauf herbei, als wäre es ein unausweichliches Ritual, und umringten Josef, der mit

gütigem Gesicht zuschaute. Als sich endlich alle eingefunden hatten, begann Josef zu sprechen. Ich traute meinen Ohren nicht, denn Josef deklamierte mit donnernder Stimme Kants „Kategorischen Imperativ“: „Liebe Freunde, ich werde euch heute verlassen und ich möchte euch noch folgendes mit auf eure Wege geben. Seid Brüder und Schwestern wenn ihr euch begegnet und befolgt jeder für euch, du und du und auch du, folgende Maximen: ‚Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.‘ ‚Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.‘ ‚Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte.‘ ‚Demnach muss ein jedes vernünftige Wesen so handeln, als ob es durch seine Maximen jederzeit ein gesetzgebendes Glied im allgemeinen Reiche der Zwecke wäre.‘“

Also Josef geendet hatte, brach ein irrsinniges Gelächter los, als hätte Josef einen unglaublich schmutzigen Witz erzählt. Josef schaute mich lächelnd an, während wir dem Klinikgebäude zustrebten.

„Siehst du, sie mögen mich.“